
Junge Welt
BERLIN
August 1939 Heft 5
JAHRGANG 1
Pf.



## KAMERADEN, MIT ANGEFASST!

**Das deutsche Volk braucht Arbeitskräfte, um die Ernte unter Dach und Fach zu bringen. Schulter an Schulter mit dem deutschen Bauern übernimmt die Jugend des Führers voll Dankbarkeit diese große Aufgabe. Wir wollen unserem Führer Freude machen!**

(Aus dem Aufruf des Reichsjugendführers zum Einsatz der Hitler-Jugend)

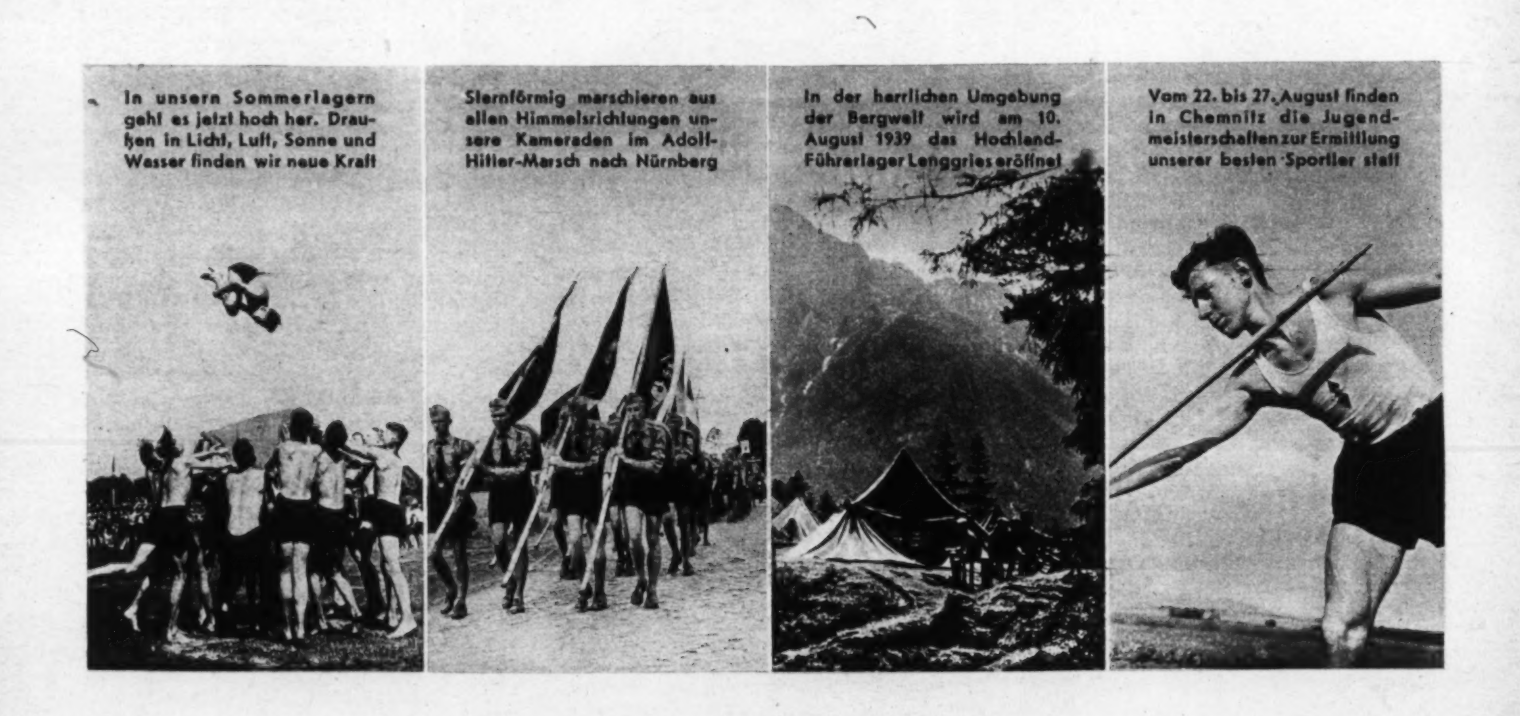
JAHRGANG 1
HEFT 5

AUGUST 1939
BERLIN



# JUNGE WELT

## DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND



In unsern Sommerlagern geht es jetzt hoch her. Draußen in Licht, Luft, Sonne und Wasser finden wir neue Kraft

Sternförmig marschieren aus allen Himmelsrichtungen unsere Kameraden im Adolf-Hitler-Marsch nach Nürnberg

In der herrlichen Umgebung der Bergwelt wird am 10. August 1939 das Hochland-Führerlager Lenggries eröffnet

Vom 22. bis 27. August finden in Chemnitz die Jugendmeisterschaften zur Ermittlung unserer besten Sportler statt

VORSCHAU AUF UNSERE ARBEIT: AUGUST 1939



# Ums tägliche Brot

Wir haben in Berichten und Tagebüchern von Jungen und Mädeln geblättert, die schon im vergangenen Jahr freiwillig bei der Einbringung der Ernte geholfen haben. Drei dieser Stimmen bringen wir hier zum Abdruck. Sie sprechen in ihrer Art von dem freudigen Einsatz der Jugend für das Werk des Führers, wo immer sich auch der Platz an der Front ihr bietet

Laut fauchend zieht das Gebläse das Heu in seinen gierigen Schlund. Ich stehe hoch oben auf dem Fuder und steche die Gabel mit Inbrunst in den federnden Haufen. Herrgott, so war doch unser Traum: einmal hier oben stehen zu dürfen, ohne daß der Bauer kommt und schon von weitem drohend mit den Armen fuchtelt. Nun ist es so weit, aber die Wirklichkeit sieht anders als gedacht aus. Die Arbeit ist schwer. Der Schweiß rinnt in Strömen. Das Tuch um die Stirn ist naß und hält nur noch das von Staub und Feuchtigkeit verklebte Haar zusammen. Mein Hemd habe ich längst ausgezogen und in weitem Bogen hinunter auf den Hof geworfen. Die Sonne brennt auf dem nackten Rücken. Wir sind schon braun wie die Neger.

Das Gebläse singt sein heulendes Lied, laut dröhnt die Zugmaschine, die es antreibt zu unersättlicher Freßgier. Ich werfe Stich auf Stich hinunter. Zwei Kameraden fangen das staubende Heu und schieben es ins Gebläse. Ihre Gesichter sind schwarz, wahrscheinlich sieht meines nicht bedeutend besser aus. Sie rufen herauf, ob ich nicht etwas schneller arbeiten könne. Es klingt wie ein Witz, aber es ist das Fieber der ersten Arbeitstage. Warum sollen die andern auf dem Feld draußen schneller vorankommen als wir? Wir sind aus der Stadt gekommen und wollen zeigen, daß unsere Arme auch nicht aus Pappe sind. Wenn der Rücken vom vielen Bücken schmerzt, richtet man sich einmal kräftig auf und ächzt aus voller Brust. Das hilft, dann geht es wieder.

„Nur nicht weich werden, Theodor!" rufen die beiden von unten herauf, und ich sehe ihre weißen Zähne aus den schwarzen, verklebten Gesichtern lachen. Mir ist gar nicht nach Schlappmachen zumute. Nur einmal ordentlich niesen, denke ich, daß Staub und Heu aus Mund und Nase fliegen. Und es kommt von selbst, man soll es gar nicht denken. „Ihr könnt wohl nicht mehr?" rufe ich hinunter, aber sie arbeiten wie die Teufel, und ich zerre und ziehe das Heu aus dem festgepackten Fuder, um Schritt zu halten. Heute abend werde ich an Muttern schreiben. Es ist sehr warm, werde ich schreiben, und du hast noch kein Heu eingebracht, aber sonst geht es uns ausgezeichnet, was ich auch von euch und den Geschwistern hoffe. Euer Theodor. Gedankenstrich.

Da kommt schon unser Bauer mit der nächsten Fuhre. Der vollbeladene Leiterwagen knarrt und stöhnt, holpernd fährt er über den Hof. Wir spucken in die Hände und sehen uns an. Wie kann der Bauer es nur in seiner dicken Jacke aushalten? Er schwitzt wie wir, aber er trägt sie über die Schultern gehängt, und der mächtige, breitrandige Strohhut auf seinem Schädel wippt im Takt der Schritte. „Macht Mittag!" ruft er in das heulende Lied des Gebläses.

*

Wir sind sechs Mädel auf dem Hof. Die junge Bäuerin hält ihre Hand über uns. Sie ist wie eine Schwester, und wir haben beschlossen, den nächsten Wochenlohn zusammenzulegen, um ihr einen Babykorb zu schenken. Sie erwartet ihr Drittes. Sie könnte die Hände in den Schoß legen und nachdenken, aber sie kommt noch täglich aufs Feld hinaus und bringt uns die Mahlzeiten. Wenn wir ihr weißes Kopftuch durch die Bäume schimmern sehen, wissen wir, daß wir es wieder einmal geschafft haben und legen aufatmend Gabel und Rechen aus den Händen. Sie hält Haus, Hof und Küche zusammen, die Mägde arbeiten gern unter ihren ruhigen Augen. Zu uns Mädeln aus der Stadt ist sie wie eine ältere Schwester. Man kann zu ihr gehen und um Rat fragen, sie wird immer das rechte Wort zur Hand haben.

Gestern ging es draußen heiß her. Es ist nicht leicht, die vom Binder in schneller, sauberer Arbeit geschnittenen und gebündelten Garben zu Mandeln aufzuhocken. Die Hände sind längst nicht mehr weiß und weich, Ritzer und Schrammen durchziehen Innenflächen und Handrücken, aber wir spüren diese Kleinigkeiten nicht mehr. Wir weisen uns abends lächelnd gegenseitig die verarbeiteten Hände, und mir kommt es so vor, als ob dabei ein gewisser Stolz in unseren Augen ist. Im Schweiße unseres Angesichts sollen wir? nein, wollen wir unser Brot essen! Wir sind alle freiwillig hergekommen. So denken wir, wenn wir abends noch einmal zusammensitzen und ein Lied singen, und die Jungen und Mädel des Dorfes um uns herumstehen, um uns zuzuhören. Die junge Bäuerin nickt uns dann wohl freundlich auffordernd zu. Geht ins Bett, Kinder, morgen ist wieder Arbeitstag."

*

Unsere Parole heißt: Rin in die Kartoffeln! Wir sind unter die Frühaufsteher gegangen, und doch sind wir nie die ersten morgens auf dem Feld. Sobald unser Lastkraftwagen, der mehr als zwanzig Jungen zur Arbeitsstelle bringt, hinter dem letzten Haus von Pidorf um die Ecke auf den Feldweg biegt, sehen wir auch schon auf dem weiten Feld neben unserem Kartoffelacker die grauen Uniformen der Infanterie aus der benachbarten Garnison durch das Gelände huschen, auftauchen und verschwinden. Wehrfreiheit, Nährfreiheit.

Wir arbeiten hinter der Maschine, die gelassen ihre Bahn zieht. Ihre Schaufelräder greifen in das Erdreich und reißen die Furchen auseinander. Die Kartoffeln quellen in gleichmäßig breiten Streifen zur Seite. Gebückt kriechen wir hinter den emsigen Rädern her und klauben die Kartoffeln in die Rubbeln. Das ist alles, aber es ist viel. Was wußten wir bisher von ‚Rubbeln', achteckigen hölzernen Gefäßen, deren Boden aus Leisten in lichter Art so angeordnet ist, daß beim Schütteln Sand und Erde von den Kartoffeln fallen? Was wußten wir von den Kartoffeln überhaupt? Natürlich, nein, wir arbeiten auch heute noch nicht so schnell und geschickt wie die alten Frauen, die diese Arbeit jedes Jahr machen. Aber es geht uns schon ganz gut von der Hand.

Gestern rief uns der Ortsbauernführer zusammen. Er hielt keine große Rede, aber er sagte uns, daß die Bauern sehr zufrieden mit uns seien und daß wir weiter so machen sollten. Niemand verlange von uns eine vollgültige Arbeitsleistung, wie sie etwa von den gelernten landwirtschaftlichen Kräften erreicht würde, aber ohne uns sei die sichere Einbringung der Ernte gar nicht möglich. Wir sahen uns an und bekamen vor uns selbst Respekt.

Wie wir sind ja viele tausend Kameraden im ganzen Reich für die Ernte eingesetzt."

# Wir wollen unserem Führer Freude machen!

EIN BILDBERICHT VOM ERNTEEINSATZ DER HJ.

Schon die Fahrt vom Lager auf die Felder macht Freude

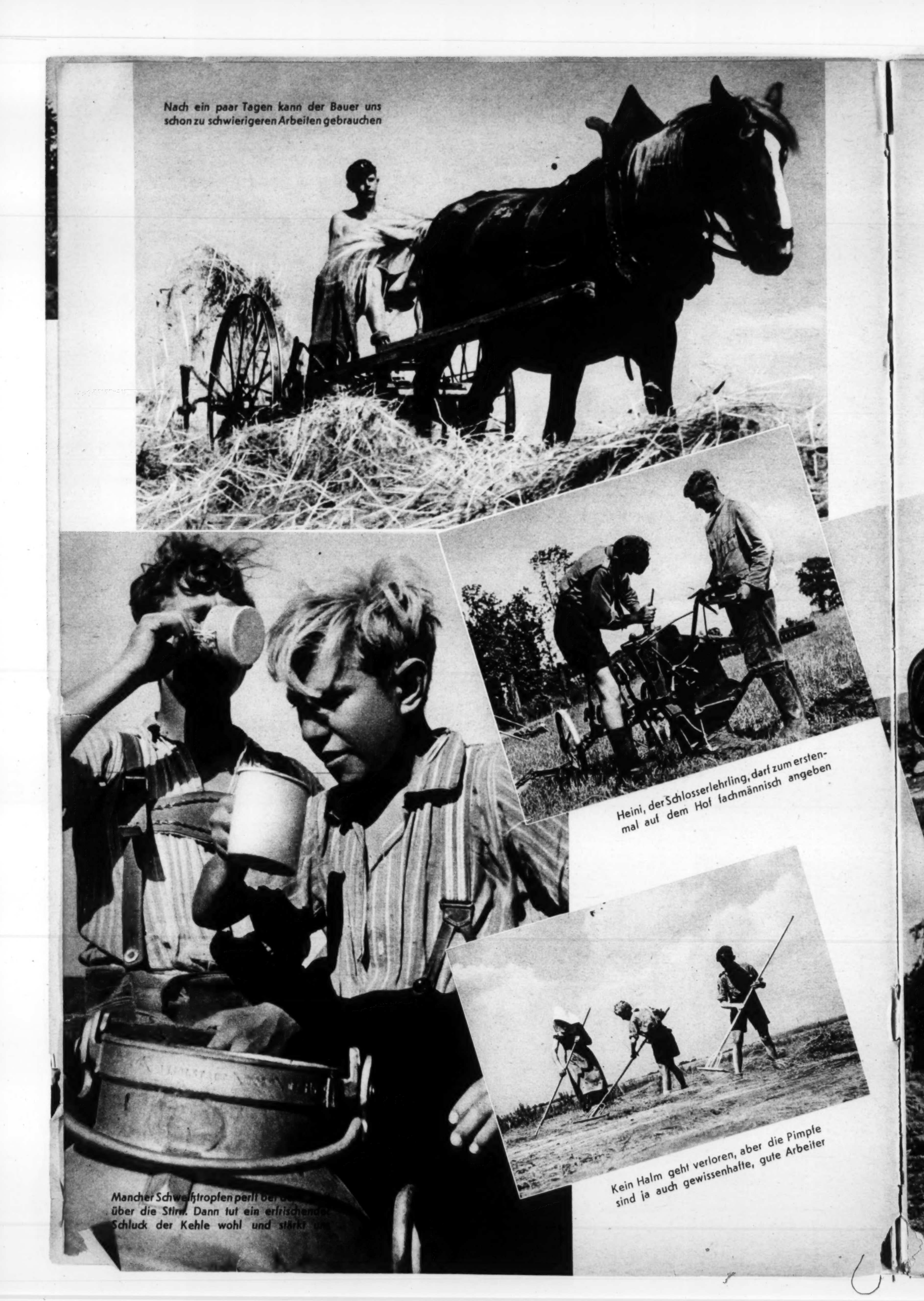


Willi ist kein Laie mehr, er weiß mit dem Ochsengespann umzugehn wie ein Bauer



Arbeit, die Spaß macht. Sie stärkt die Muskeln und Lungen

... und hier kommt Berta mit dem Frühstück



Nach ein paar Tagen kann der Bauer uns schon zu schwierigeren Arbeiten gebrauchen

Heini, der Schlosserlehrling, darf zum erstenmal auf dem Hof fachmännisch angeben

Kein Halm geht verloren, aber die Pimpfe sind ja auch gewissenhafte, gute Arbeiter

Mancher Schweißtropfen perlt bei der ... über die Stirn. Dann tut ein erfrischender Schluck der Kehle wohl und stärkt uns



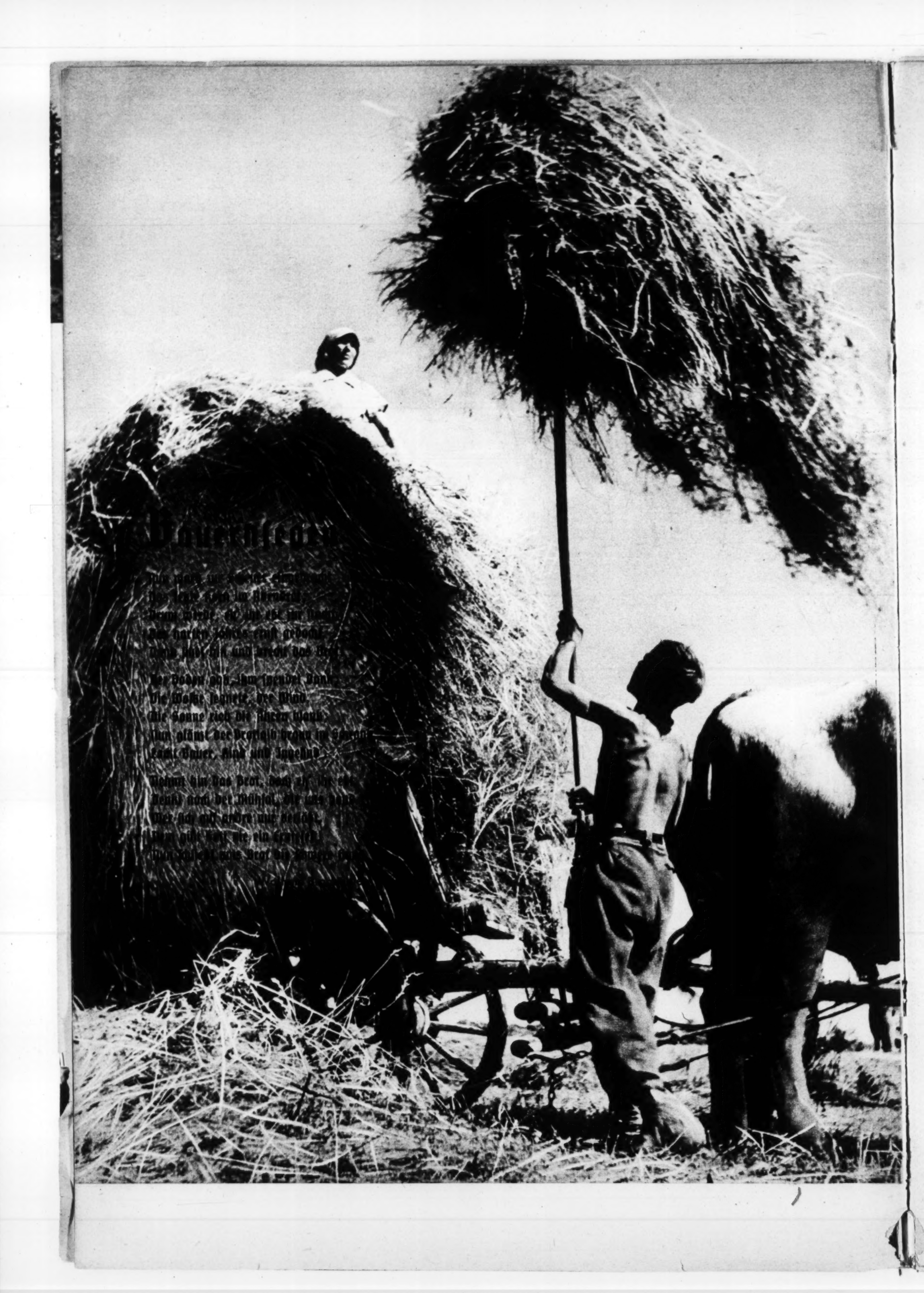
Hochbeladen schwankt der Wagen . . . .

. . . und solche Bilder sind eine gute Erinnerung an die Zeit, da man arbeitete und sehr glücklich war . . .

Er geht den Stiefeln auf den Grund! Wie kommt die Luftbereifung an die Füße . . ?

Jetzt geht's zurück auf den Hof! Der luftige Sitz ist wie ein Thron, von dem sich gut auf die Tagesarbeit zurückblicken läßt

„Den Rumpf vorwärts beugt!" ist eine Freiübung, die dieser Rübenlachmann geradezu olympisch und vollendet beherrscht



# Können Tiere denken?



**Schützengrabenlatein • Eine Maus schlägt Theseus • Meerschweinchen lernt lesen • Der Regenwurm, der sich besinnt • Das dumme Huhn und der kluge Affe • Die Gans mit Babys Spielzeug • Unser Fox auf dem Parkett**

*

**Ehe man einen solchen Bericht, wie diesen hier, schreiben kann, muß man schon einige Lebenserfahrung hinter sich haben. Unser älterer Freund, der überall in Krieg und Frieden Tiere beobachtete, erzählt hier etwas zu einem wichtigen und interessanten Thema, das immer wieder die Tierpsychologen zu Versuchen anregte**

Unter unseren Freunden, deren Bekanntschaft wir Karl May verdanken, steht neben Winnetou und dem kleinen Hadschi Halef Omar auch der feurige Araberhengst Rih mit in der gleichen Reihe. Schlägt unser Herz nicht höher, wenn es der Tapferkeit und Klugheit dieses edlen Pferdes gedenkt? Wir „Alten" tragen noch heute — das kann ich euch versichern — die Jugendliebe zu diesem Kameraden Kara ben Nemsis unverändert in uns. Die Treue von Pferd und Hund, die wir im Feld so oft erlebten, haben diese Liebe nur gestärkt. Wie manches Beispiel von echter Freundschaft zwischen Mensch und Tier machte im Schützengraben von Flandern bis zu den Vogesen, vom Baltischen Meer bis zum Kaukasus und hinüber nach Klein-Asien die Runde. Es blieb nicht bei Pferd und Hund, wenn das Thema einmal im gemütlichen Unterstand angeschnitten war, sondern alle möglichen Tiere, bis zur Spinne oder gar zum Floh, kamen dann aufs Tapet. Dieser Floh, das war geradezu ein Star, ein Star in einem Zirkus, mit dem der Richtschütze Müller III in verklungenen Friedenszeiten auf den Jahrmärkten herumgezogen war. Seinen Reden nach konnte man meinen, der von ihm so gerühmte Springer besäße eine Intelligenz, die ihn glatt befähigte, das „Einjährige" zu machen. Erzählungen waren das, Jungens, oft beim besten Willen nicht zu glauben!

Alles scheint aber doch nicht Schützengrabenlatein gewesen zu sein. Sicherlich war mehr wahr, als man es damals annehmen wollte. Sieht man einen Ufa-Kulturfilm mit dem Titel: „Können Tiere denken?", der gegenwärtig in den Lichtspieltheatern läuft, so kann man selbst ins Nachdenken kommen. Es ist schon allerhand, was der uns an Proben vorsetzt, die eine echte Intelligenz verschiedenster Tiere zu beweisen scheinen.

Da sehen wir eine Maus — eine weiße Maus zwar, aber sonst eine Maus, wie alle anderen Mäuse sind. Dieses Tierchen schlägt geradezu den alten Herrn Theseus. Ihr kennt ja die Geschichte! Das war der wackere Grieche, der sich in das Labyrinth des Minotaurus auf Kreta begab, um dieses Ungeheuer vom Leben zum Tode zu bringen. Aus dem Irrgarten würde unser Held nie herausgefunden haben, hätte ihm nicht das freundliche Fräulein Ariadne einen Faden mitgegeben, der ihm als Leitschnur diente. Die Maus nun, die von den Kinoleuten in ein Labyrinth aus Glas gesetzt wurde, entbehrt einer solchen Helferin. Sie muß den verzwickten Weg selber suchen und findet ihn in unvorstellbar kurzer Frist, obwohl weder das Auge oder gar die Nase es dabei besonders leiten können. Offenbar hat dieses Mäuslein eine ganze Portion Verstand. So sollte man sagen. Aber es ist nicht eine solche Leistung des denkenden Gehirns, eine wirklich vorhandene „Einsicht in die Umwelt". Die Maus wird in erster Linie von ihrem Trieb geleitet, dem Trieb, der sie immer wieder ihr schützendes Nest finden läßt. Das ist der Ariadnefaden, den sie in sich trägt. Neugierde treibt sie auf Forschungsreisen nach Futter. So lernt sie den Weg kennen und „dressiert" sich gewissermaßen selbst, ihn wiederzufinden. Unsere modernen Tierpsychologen nennen das eine „Verschränkung der Erfahrung mit der Instinkthandlung". Zu dem Trieb ist also ein primitiver Denkvorgang getreten.

Bei einem anderen, fast noch verblüffenderen Experiment liegt dieselbe „Verschränkung" vor. Es handelt sich da um ein Meerschweinchen, dessen Freßgier man ausnutzt, um es dazu zu bringen, hinter einer auswechselbaren Klappe, auf die ein großes „M" gemalt ist, sein Futter zu suchen. Das sieht aus, als habe dieses Meerschweinchen lesen gelernt, zumal, da hinter der anderen mit „O" bezeichneten Klappe das gleiche, aber innen durch ein Drahtgeflecht versperrte Futter steht. Es läuft immer auf das „M" zu und hat sich also gemerkt, daß hier etwas zu holen ist, gleichgültig, ob dieses „M" am gewohnten Platz steht, oder mit „O" ausgewechselt wurde. Es hat die Erinnerung an dieses futterversprechende Zeichen bewahrt und handelt nach dieser Erinnerung. Buchstaben zusammensetzen würde es nie lernen, also auch nicht lesen können. Zur Aufnahme in die Sexta ist es demnach ungeeignet. Auch ein Regenwurm zeigt eine Art Gedächtnis. Sogar dem eingeborenen Trieb entgegen, der ihn darauf verweist, im Dunkeln zu kriechen, schlägt er schließlich doch einen hellbeschienenen Weg ein, weil er bei hunderten Versuchen im Dunkeln immer wieder einen elektrischen Schlag erhielt.

Viel höher in ihren geistigen Fähigkeiten sind Tiere, wie etwa der Hund, und besonders der Affe. Beide wissen sehr schnell auf einem Umweg durch ein Loch im Drahtzaun zu einem Leckerbissen zu kommen, den man ihnen hinter dieser Barriere lockend hingelegt hat. Wie dumm im wahrsten Sinne des

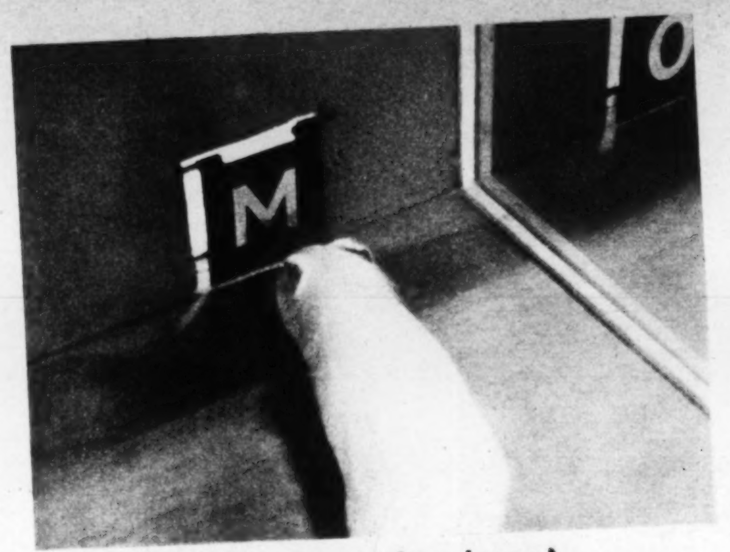
Wortes ist dagegen das Huhn, das höchst aufgeregt am Drahtzaun hin und her läuft und gar nicht auf die Idee kommt, daß da ein Schlupf ist, durch den es ohne viel Mühe zu dem Ersehnten gelangen kann. Auch ein Krebs ist reichlich dumm, wenn er sich verführen läßt, auf dem Rücken zu liegen und auch so die Welt ganz schön zu finden. Man hat ihm nämlich in sein Gleichgewichtsorgan, ein kleines Bläschen am unteren Ende seiner Fühler, statt der Sandkörner Eisenteilchen hineingepackt. Dann bringt man einen Magneten über das Tier; dieser zieht die Eisenteilchen an. So legt sich der Krebs auf den Rücken, ohne sich um seine anderen Sinnesorgane zu kümmern, die ihm sagen, daß die Welt für ihn auf dem Kopf steht.

Wie traurig ist es ferner mit der Einsicht der Wasserflöhe bestellt! Sie folgen stur einem Lichtreiz, von dem sie gewohnt sind, daß er sie an die Oberfläche des Wassers und damit zum Sauerstoff der Luft führt. Verlegt man die Lichtquelle tief unter das Wasser — in einem Aquarium ist das mit einer elektrischen Lampe leicht zu machen —, so klammern sie sich an diese Helligkeit und werden aus Dummheit zu Selbstmördern. Sie sind, scheint's, geistig nur recht minderbemittelte Verwandte des Zirkusstars von Freund Müller III? Nein! Denn auch Müller hat nichts anderes getan, als seinen begabten Floh auf bestimmte Reize zu erziehen. Er hat ihn dressiert. Es ist das Wesen der Dressur, angeborene Triebhandlungen auszunutzen und sie mit einer Gewöhnung zu verbinden.

Wie zwingend dieser Drang die Tiere beherrscht, wie selten und wenig ein Tier daran denkt, ihn nachzuprüfen, wird ein neuer Ufa-Kulturfilm „Sinnvolle Zwecklosigkeiten" an eindringlichen Beispielen belegen. Küken folgen Klopftönen, auch wenn es nicht die Glucke ist, die sie mit Schnabelpochen herbeiruft, sondern ein großer Mensch, den sie ja doch sehen. Eine Wildgans benimmt sich geradezu komisch, wenn man ihr das Ei wegnimmt, das sie eben bebrütet. Sie brütet unentwegt weiter, auch wenn man ihr einen dicken Würfel aus Babys Spielsack dafür hinlegt. Ja, sie holt ihn sogar mit dem Schnabel in ihr Nest, als wäre es ihr eigen Ei. Selbst höher entwickelte Tiere unterliegen solchen angeborenen Triebhandlungen. Was macht unser Fox, wenn er sich niederlegen will? Er dreht sich x-mal um die eigene Achse, auch wenn er auf glattem Parkett ist. Er will sich eine Kuhle bauen, wie das vor Jahrtausenden sein Ahn, der wilde Steppenhund, tat. Aber Hunde und Affen beweisen mit ihrem Verhalten, wie wir oben sahen, eben doch, daß ihre geistigen Anlagen menschlichen Denkvorgängen, also dem, was man wohl „Verstand" nennen kann, schon nahe kommen.

Ihr Jungens, die ihr Tierfreunde seid, wißt das eigentlich längst aus eurem Gefühl für eure Freunde. Nun wissen wir es alle, da uns die Wissenschaft darüber belehrt hat und es uns ein, wie mir scheint, ganz famoser Kintopp mit ergötzlichen, wie nachdenklichen Bildern klar auseinandersetzt. **Auk.**

Unsere Bilder sind den Ufa-Kulturfilmen „Paradies der Pferde" — „Können Tiere denken?" – „Sinnvolle Zwecklosigkeiten" – „Stammgäste an der Nordsee" entnommen



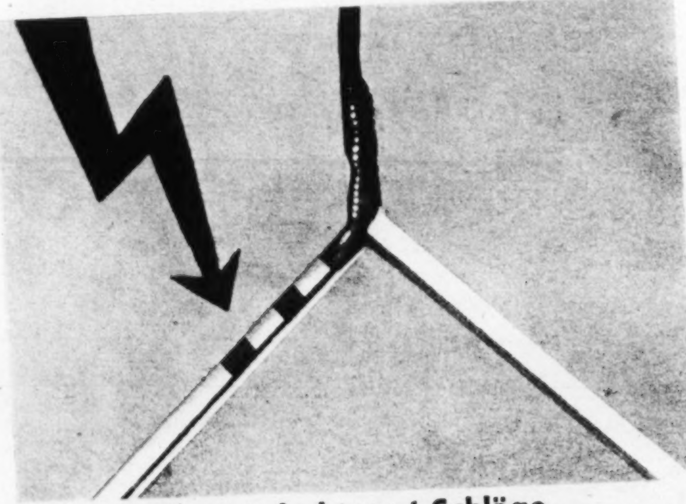

## Kann ein Meerschweinchen lesen!

Hinter der Klappe mit „M" findet dieses Meerschweinchen sein Futter. Auch hinter der Klappe „O" steht ein Futternapf, aber dieser ist mit einem Drahtgeflecht versperrt. Unser Meerschweinchen hat es bald heraus und läuft ohne weiteres auf die „M"-Klappe zu, auch wenn man die Klappen mit den dahinterstehenden Futternäpfen ausgetauscht hat, und das Tier seiner Gewöhnung entgegen nach rechts laufen muß



## Ist Susi intelligent!

Dieser Schimpanse hat zugesehen, wie unter dem mittleren von drei umgestülpten Blumentöpfen eine Birne versteckt wurde. Selbst nach geraumer Zeit erinnert er sich dieser Beobachtung und hebt sofort den betreffenden Topf auf. Findet er den Leckerbissen nicht, so ist er zuerst recht enttäuscht, um dann systematisch die Suche aufzunehmen. Ein Beweis dafür, daß dieses höherentwickelte Tier schon mit Überlegung handelt



## Ein Regenwurm bekommt Schläge

Und hier wird ein Regenwurm mittels elektrischer Schläge dressiert, wie uns unser Tierfreund in seinem Bericht erzählt



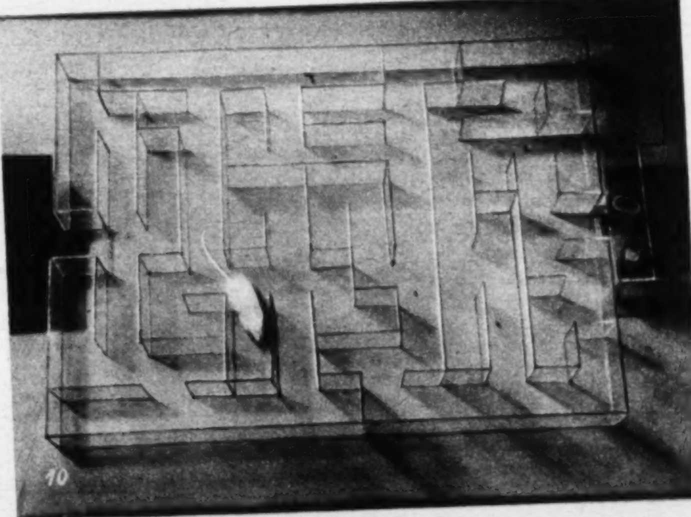
## Ein kluger Verwandter Rih's

Der edle Araberhengst Kara ben Nemsis hat auch in Deutschland Verwandte. Dies ist der Hengst „Harun al Raschid" aus dem berühmten deutschen Zuchtgestüt Trakehnen in Ostpreußen



## Der Gongschlag zur Kükenmahlzeit!

Das Picken der Henne auf dem Boden bedeutet „Essen" für die Küken. Wenn nun nicht die Henne mit dem Schnabel auf die Erde klopft, sondern ein Mensch mit dem Finger oder mit einem Bleistift das Picken nachahmt, ergibt sich für das Küken die gleiche Wirkung, es versteht das Zeichen: Essen



## Eine schwere Aufgabe . . .

für eine weiße Maus! Man hat sie in ein Glaslabyrinth gesetzt, um festzustellen ob, wie und in welcher Zeit sie sich darin zurechtfindet. Schneller als es einem Menschen möglich wäre, hat sie den Irrgang erkundet, der sie zu ihrem Futter führt. Jetzt weiß man auch, wie es kommt, daß die Mäuse zum Speck finden, wenn die Hausfrau ihn noch so gut versteckt!




**Du bist auf Fahrt. Es ist heiß. Der Weg führt durch baumlose Wiesen. Endlich umfängt dich kühler Waldschatten, und du hörst „die Quellen erklingen". Das ist gut. Du läufst zur Quelle, bückst dich nieder, höhlst die Hand zur Schöpfkelle und . . .**

**Halt! Darfst du aus der Quelle trinken? Ganz davon abgesehen, daß das Quellwasser aus der Tiefe für einen erhitzten Menschen zu kalt sein kann, gibt es auch viele Quellen, die nicht sauber sind, wenn sie auch noch so glasklar scheinen. Unter der Erde haben sie von Mineralien chemische Zutaten erhalten, die dem Menschen nicht bekömmlich sind. Darfst du also trinken?!**

**Eine alte Volksweisheit sagt, daß man aus jedem Quell trinken darf, der von Brunnenkressen umstanden ist. Nun hat sich mancher Volksglauben als Irrtum erwiesen, wenn die Wissenschaft ihn geprüft hat. Die Geschichte von der Brunnenkresse ist auch wissenschaftlich untersucht worden. Ein Chemiker hat sechzig Quellen analysiert. Dreißig der Quellen waren von Brunnenkressen umstanden, dreißig dagegen nicht. Und das Ergebnis?**

**Von den von der Kresse behüteten Quellen erwiesen sich zwanzig als „gesundheitlich einwandfrei", alle aber als „unbedenklich". Von den andern dreißig Quellen aber mußte der Forscher fünfundzwanzig als „gesundheitlich bedenklich" bezeichnen. Die alte Volksweisheit hat also recht behalten. Die Brunnenkresse ist eben genau so empfindlich wie der Mensch und verträgt nur das Wasser, das auch dem Menschen bekommt.**

**Jetzt mußt du nur noch wissen, wie dieser freundliche Gesundheitswächter an der Quelle aussieht. Ich will ihn dir ganz einfach aufzeichnen, damit du ihn besser erkennen kannst.**

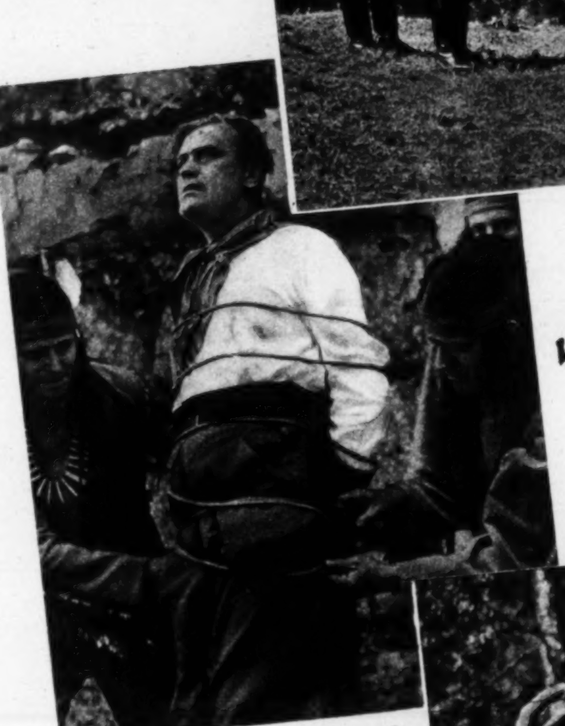


**Siehst du, so sieht die Brunnenkresse aus: Sie ist ein kleines buschiges Kraut und wird nicht höher als ungefähr eine Handspanne. Sie steht immer in dichten Rudeln zusammengedrängt am Rande von Quellen und kleinen Bächen. Leuchtend grün sind die Blätter und strahlend weiß die Blüten. Pflücken wir einen Stengel ab, so sieht er so aus: Da finden wir rechts und links vom Stengel je drei und an der Spitze ein fast kreisrundes Blatt, insgesamt also sieben Blätter. Die Blüte aber, von der der Hauptstengel an der höchsten Spitze immer mehrere dichtbeieinander trägt, sieht einzeln so aus: Eine schlichte weiße Kreuzblüte.**

**Kennst du nun die Brunnenkresse? Freue dich. Denn wo sie steht, zeigt sie dir trinkbares Quellwasser an: Auf Fahrt am heißen Tag ein dankenswerter Hinweis!**

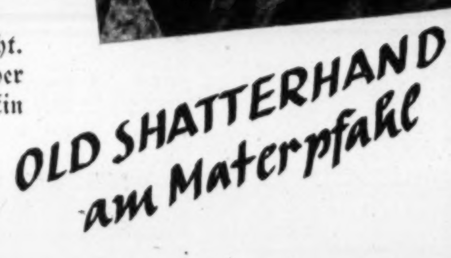



## Da werden Väter wieder Jungens!



HALLO! wohin des Weges, Boys?

Nur widerwillig gibt die steile Berglehne einem Pfad Raum, der sich durch den hohen Wald dahinzieht. Mächtige Felswände säumen die enge Schlucht, in die nur wenige Stunden die Sonne ihre Strahlen sendet. Ein eigenartiges Bild bietet sich den Augen, wechselt bei jeder Wendung des Steiges, und schier unerschöpflich an Formen sind die Zacken, Gipfel und Grate. Enge Kamine spalten die glatten Wände. Auf schmalen Felsbändern krallen sich knorrige Fichten mit den Wurzeln fest. Auf turmhohen Zinnen liegen mächtige Felsblöcke und drohen jeden Augenblick in die Schlucht zu stürzen.
An einer Stelle weitet sich die Schlucht. Durch eine schmale Rinne klettert der Wald zur Höhe des Kammes. Ein

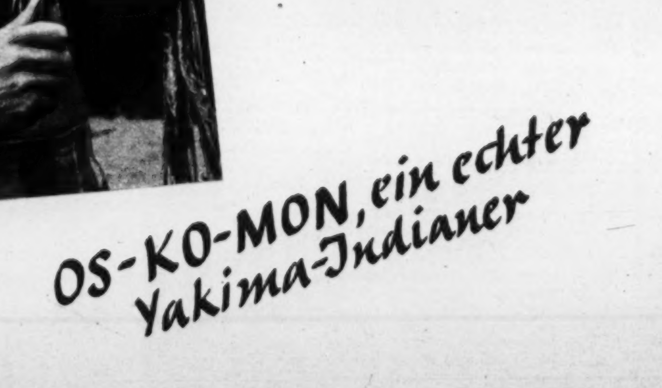





TANGUA der Häuptling der Komantschen



Wird OLD SHATTERHAND mit den Rothäuten fertig werden?



heller Bach teilt die Talsohle in ein dichtbestandenes Stück Waldboden und eine saftige Wiese.
Seltsam, wie diese Landschaft zum Vergleichen anregt. Bilder werden in uns wach, die wir nie gesehen haben, die es nur in unserer Phantasie gab, angeregt durch das Lesen der Bücher des größten Jugendschriftstellers, den unser Volk hervorgebracht hat, Karl May.
Wir alle wissen um die Romantik des Yellowstoneparkes mit seinen kochenden Seen und eiskalten Flüssen. Wir wissen um die Sitten und Gebräuche südamerikanischer Indianerstämme und die Gewohnheiten der Beduinen. Und sind auch der größte Teil der Werke Mays seiner unversiegenden Phantasie entsprungen, so baute er doch die Welt, in der seine Helden auf Abenteuer ausgingen, erst nach langwierigen Studien auf, in denen er die Tier- und Pflanzenwelt sowie die geologische Struktur jener Landschaften aus zahlreichen wissenschaftlichen Werken sich zu eigen machte, die von seinen Gestalten bevölkert werden, die jedem unvergeßlich bleiben, der sie einmal kennengelernt hat.
Es ist die Sächsische Schweiz, die uns immer wieder in Versuchung bringt, sie mit Comanchen und Apachen zu bevölkern, mit kühnen Westmännern und verderbten Strauchrittern.
Und so wundert es einen auch nicht weiter, als fremdartiger monotoner Gesang ertönt und aus dem Busch Indianer nach der Felsplattform steigen. Einige schleppen starke Pfähle heran und rammen sie in den Boden. Reisigbündel werden bereitgelegt, und aus einer Felsspalte werden Gefangene gebracht, alte, gute Bekannte. Der Kleine dort verrät sich schon am Lachen. Es ist Sam Hawkens. Und der Große ist Old Shatterhand, das sieht man auf den ersten Blick. Und wer noch Winnetou erkennt und seine Schwester, der weiß: hier wird das Band geknüpft zu einer Freundschaft, wie sie edler und uneigennütziger noch nicht bestanden hat. Old Shatterhand muß um sein Leben kämpfen. Er besiegt den starken Gegner, Winnetous Vater, durch List und faßt die roten Männer bei ihrer Großmut und ihrem Ehrbegriff, so daß sie für immer seine Freunde werden.
Doch selbst in der herrlichen Welt Karl Mays wird Glück und beständige Zufriedenheit von bösen Menschen bedroht. Aus der grünen Dämmerung des Waldes kommt Santer geritten. Was ihn bewegt, bei all seinem Handeln, ist die Gier nach Gold. Und die Dinge nehmen den Verlauf, wie wir ihn kennen und wie wir sie doch mit Spannung verfolgen in der Hoffnung, das Schicksal ließe es nicht zu, daß Winnetous Vater und seine Schwester von einer Mörderkugel gefällt werden. Comanchen versuchen das Lager der Apachen zu überfallen. Die Schlucht, aus der sie hervorbrechen wollen, wird ihnen zur Falle. Tausendfach bricht sich das Echo der Flintenschüsse. Hunderte Pfeile schwirren durch die Luft und von nervigen Fäusten geschleuderte Lanzen suchen den Gegner zu treffen. Wirklichkeitsnah ist das Kampfgetümmel und läßt uns vergessen, daß wir bei den Karl-May-Spielen auf der Felsbühne bei Rathen sind. Selbst die Natur spielt mit. Käuze schreien und dumpf rollt der Ruf eines Uhus durch die Schlucht. Reife Männer und Jungens sitzen auf den Bänken und beobachten sich wohl zwischendurch einmal prüfend.
Die Jungen sind da vielleicht ein wenig erstaunt über die versonnene Begeisterung der Alten, die bereits gesetzte Familienväter sind und hier beim Anblick des Überfalles auf ahnungslose Auswanderer alles um sich vergessen. Und die Alten freuen sich wieder über die begeisterte Jugend, die ihnen beweist, daß Karl May nicht nur für ihre Generation geschrieben hat, sondern auch für uns. Die Freude an dieser romantischen Welt ist keineswegs eine Zeiterscheinung gewesen, gebunden an die Jahrhundertwende, sondern ist Allgemeingut jedes Menschen und aller, die sich ein Stück Jugend im Herzen zu bewahren wußten.
Und unter den bewegten Zuschauern sieht man wohl öfter die hohe Gestalt einer Frau mit silberglänzenden Schläfen. Es ist die Frau des verstorbenen Dichters Karl May, die erst kürzlich ihren 75. Geburtstag feiern konnte. Klara May ist mit dem Werk des Dichters verbunden, sie war es, die dem Manne in seinen schwersten Jahren zur Seite gestanden hat, so daß man ruhig sagen kann: die letzten Werke unseres Karl May haben wir in erster Linie seiner tapferen Lebenskameradin zu verdanken, die alles von dem Dichter abwehrte, was ihn zermürbte und zu zerbrechen drohte. Sie war sein Schild, in dessen Geborgenheit Karl May seine letzten Werke vollendete, und sie ist heute noch die geistige Hüterin seiner Arbeiten, denen wir viele schönen Stunden unseres Lebens zu verdanken haben, die mitunter zu den schönsten gehörten.
So soll es unser Dank an den Dichter sein, wenn wir ihn in seiner Frau und Kameradin ehren, die noch heute in der Villa Shatterhand zu Radebeul wohnt, in den Räumen, in denen der Dichter unermüdlich arbeitete, um uns reicher zu beschenken, als er es selbst in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt hat.

V. J. Schuster

## Fliegende Fische

**Ihr habt gewiß schon von diesen seltsamen Tieren gehört, die sich unter und über dem Wasser fortbewegen können und immer wieder das Staunen der Seereisenden herausfordern, wenn sie sich glitzernd über das Meer erheben. Der Flug des fliegenden Fisches hat kaum eine Ähnlichkeit mit dem Vogelflug, und das ist eben das Sonderbare, und darum wollen wir euch ganz kurz von seiner Technik des Fliegens erzählen: Er fliegt nämlich nicht mit Flügeln, sondern mit Tragflächen. Wenn er „startet", d. h. wenn er sich vom Wasserspiegel erhebt, nimmt er vorher im Wasser einen Anlauf. Kräftige Ruderschläge bringen ihn auf eine Geschwindigkeit von 10 m in der Sekunde, diese steigert sich noch bis zu 16 m, und zwar erreicht er diese Geschwindigkeit mit 50 bis 70 Ruderschlägen und indem er den Oberkörper etwas aus dem Wasser hebt. Dann breitet er die Brust- und Bauchflossen aus, wird also zu einem „Doppeldecker" und setzt zu einem Schwebeflug an, der etwa 12 bis 13 Sekunden dauert. Wie bei unserem Flugzeug bleiben die Flossen des fliegenden Fisches, die wir also als Tragflächen ansprechen könnten, während der ganzen Flugdauer unbeweglich.**

# Wunder der Technik

## Wir entdecken ein Ingenieur- und Wunderbuch



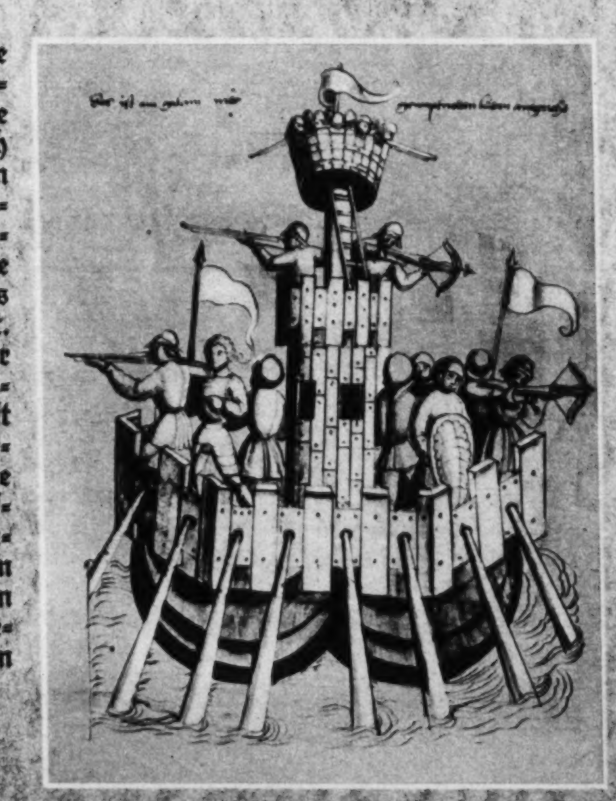
Das Angriffsgespenst! Zum Schutz gegen die herabgeschleuderten Steine der Burgverteidiger schlägt das Wunderbuch Körbe vor, die mit einem Strauchgeflecht oder Ochsenhäuten überzogen werden und die Krieger so vor dem Bombardement schützen

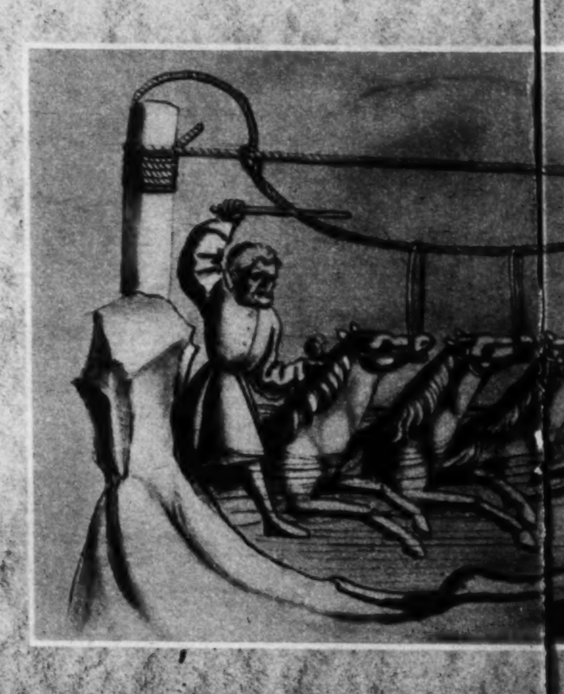
Wunder der Technik? Wir haben längst wieder gelernt, daß man darüber nicht das Wunder des Lebens vergessen darf. Aber wir sprechen oft vom Wunder der Technik und dann meistens so, als sei es erst dem vorigen oder unserem Jahrhundert gelungen, auf technischem Gebiete Erstaunliches zu leisten. Darum nehmen wir auch große Erfindungen vergangener Zeiten wie Gutenbergs Druckpresse, Keplers Fernrohr, Guerickes Luftpumpe und Henleins Taschenuhr bereits als schöne Selbstverständlichkeiten hin. Doch die Menschen des Mittelalters haben diese Dinge als riesengroße Wunder betrachtet, wenn sie sie nicht gar als Teufelswerk entsetzt ablehnten ... Überhaupt: Gerade das „finstere" Mittelalter war keineswegs ohne technische Ideen und Leistungen. In Deutschland stand damals das Handwerk in höchster Blüte und es war so reich an schöpferischen Kräften, daß es einer neuen Kunst Leben und Gestalt gab. Zugleich entwickelte sich mit den großen Leistungen des Handwerks eine größere technische Fertigkeit. Vor allem kriegstechnische Dinge beschäftigten in dieser von Kriegen durchrüttelten Zeit viele Handwerkszweige, selbst den großen Maler Dürer bewegten diese Fragen so sehr, daß er ein Buch über die Befestigung der Städte und Schlösser schrieb.

Aus jener Epoche stammt auch die „Weimarer Handschrift" oder das „Ingenieur- und Wunderbuch". Diesen in Schweinsleder gebundenen, dickleibigen Folianten bewahrt heute die Landesbibliothek zu Weimar auf. Er war die langen Jahrhunderte hindurch in einen tiefen Dornröschenschlaf versunken, den zuweilen nur Männer der Wissenschaft störten. Sein Verfasser ist unbekannt.

Nun haben wir diese Schrift der unverdienten Vergessenheit entrissen und einige interessante Zeichnungen daraus gewählt, an denen selbst Jules Verne seine helle Freude gehabt hätte. Es sind sämtlich Zeichnungen, die sich auf mehr oder weniger phantastische Art mit kriegstechnischen Problemen befassen. Recht komische, zum Lachen reizende Bilder sind darunter. Aber wir haben im Zeitalter des U-Boots und des Flugzeugs wirklich gut lachen!

Die „schwimmende Festung" des Mittelalters, oder wie das Wunderbuch sagt, „ain galenn (Galeere) mit gewapnetten Lutten". Kriegsschiffe waren damals keine Seltenheit. Schon Alexander der Große benutzte Schiffe mit Geschützen. Dieses abgebildete Kriegsschiff indessen mit dem eigenartig gestalteten Rumpf dürfte in dieser Form nie gebaut worden sein





# …it – uralte Sachen!

So primitiv die dort abgebildeten Kriegsgeräte auch scheinen mögen, verraten sie nicht viel Phantasie, ja, kühne und kluge Gedanken!?

Ein Dummkopf war der Verfasser der Handschrift also ganz gewiß nicht, als er versuchte, die wohl meistens aus alten Werken kopierten Darstellungen zu „modernisieren". Allerdings fehlt seinen Zeichnungen oft jede Perspektive, und seine Unkenntnis technischer Grundgesetze verführte ihn zu manchem belustigenden Fehler. So wurden bei dem einen Bild die an den Tauen ziehenden Krieger derart falsch angesetzt, daß sie keineswegs mithelfen, die feindliche Zugbrücke niederzuholen, sondern das Entergerät zum seitlichen Abrutschen bringen, wobei ganz gewiß die den Enterhaken umfassenden Kameraden auf die Erde purzeln werden.

Trotzdem schenkt uns das Buch viele reizvolle Einblicke in die mittelalterliche Kriegstechnik und die Vorstellungen, die man damals von ihrer Entwicklung hatte. Die Bedeutung der Schrift wird aber erst klar, wenn man berücksichtigt, daß zu jener Zeit noch sehr viele Errungenschaften der Technik höchst umstritten waren. Wohl begannen die Menschen, erlöst vom dumpfen Zwang der Kirche, freier zu atmen und freier zu schaffen; wohl blühten daher Kunst und Wissenschaft wunderbar auf, aber immer noch wurden die Erfinder abergläubisch als Alchimisten und Zauberer verdächtigt, die mit dem Teufel im Bunde seien. Wer also seiner technischen Phantasie freien Lauf ließ, mußte nicht allein mit dem Hohn und Spott seiner Mitmenschen rechnen, sondern auch mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen. Es gehörte daher Mut dazu, sich zum technischen Fortschritt zu bekennen. So war die Herstellung dieser wohl umfassendsten technischen Handschrift des Mittelalters eine mutige Leistung, der wir unsere Achtung und Bewunderung nicht versagen können — gerade, weil wir heute an Hand der neuesten technischen Leistungen die große Weiterentwicklung erkennen, zu der auch der unbekannte Verfasser dieses Werkes, zwar mit teilweise unzulänglichen Mitteln, aber doch nach bestem Wissen beitragen wollte.

Peter Puck

Angriff auf eine Zugbrücke! Der Verfasser des Wunderbuches war ein guter Zeichner, aber ein schlechter Techniker. Er hat die 3 Krieger, die mit Hilfe von Tauen ihre Kameraden, die sich mit einem Enterhaken die Zugbrücke herabholen, unterstützen wollen, an eine völlig falsche Stelle gesetzt. So wie sie es machen, ziehen sie den Haken von der Brücke herab und machen die gemeinsamen Bemühungen natürlich erfolglos



Das Weimarer Wunderbuch bringt hier eine Anregung, wie man Pferde über einen Fluß befördern kann, ohne daß diese von der Strömung abgetrieben werden. Wir wissen bei einigem Überlegen, daß dieser Vorschlag nicht auszuführen ist. Aber sicher hat der Zeichner das auch gewußt, der Schlauberger!

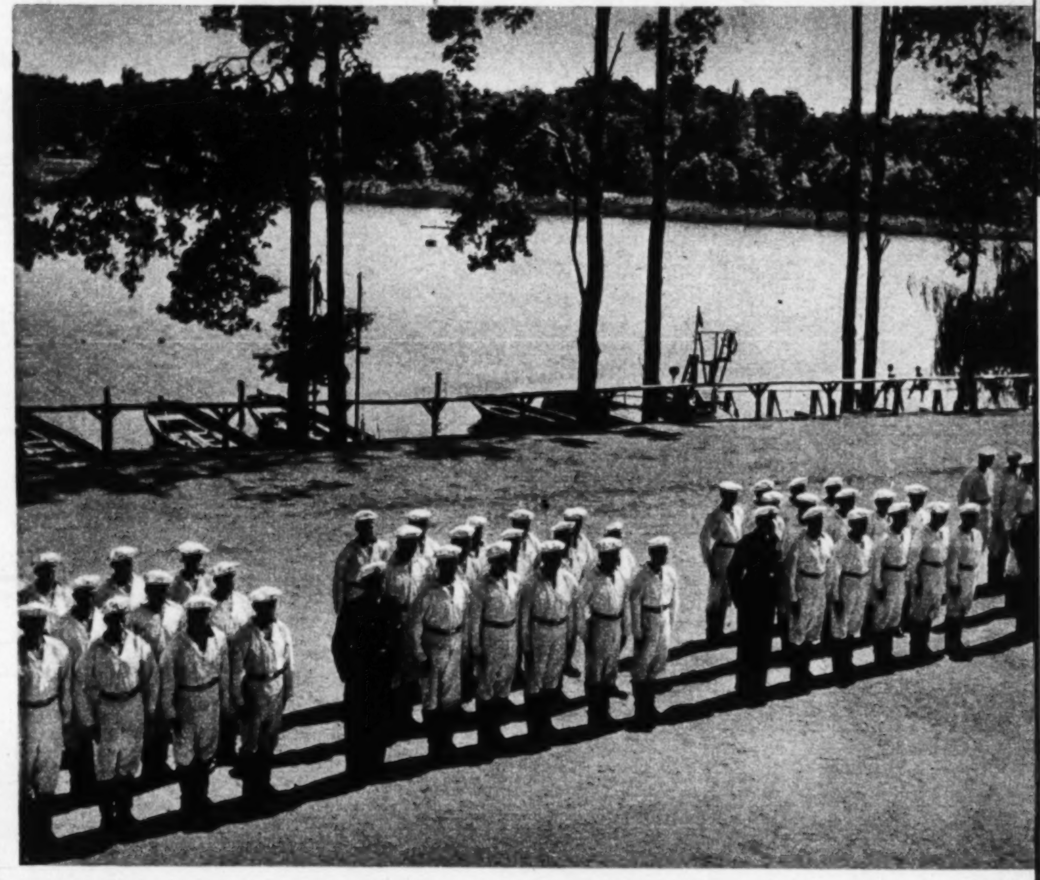


Dieses Bild aus einem mittelalterlichen Belagerungskampf in seiner bewegten Darstellung hätte auch ein moderner Bildberichterstatter mit seiner Kamera nicht besser einfangen können. Diese Mauerbrecher bringt in ähnlicher Form Vegetius in seiner Schrift: „De re militari" und schreibt dazu: „Das ist aries in teutsch genantain wider."

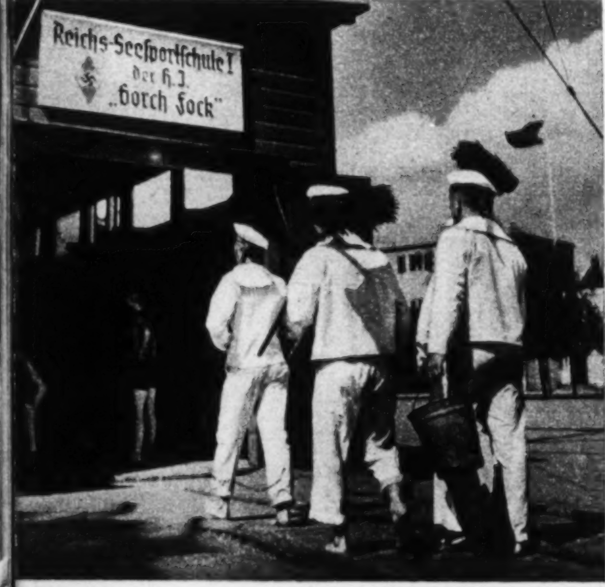
# Enter auf!

## Wir besuchen die Reichs-Seesportschule I der HJ. „Gorch Fock"

Was ein richtiger Seebär ist, der lächelt, wenn er das erste Mal etwas von Prieros hört. Er freut sich vielleicht, daß die Marine-HJ. etwas von praktischer Seemannsarbeit lernen will, aber — nicht wahr? — wo sollen denn Wind und Wellen mitten in der alten „Streusandbüchse" Mark Brandenburg so plötzlich herkommen, und überhaupt: „Seefahren in der Theorie ist ja ganz schön, aber draußen . . ." — er macht eine Handbewegung, als wenn er gegen den Wind reden müßte —, „draußen pfeift's doch ganz anders!" Zugegeben, indessen so ganz ahnungslos sind die Wasserratten von Prieros nicht. Nicht nur, daß sie alle schon das Seesportabzeichen haben müssen, ehe sie auf eine der beiden Reichs-Seesportschulen, „Gorch Fock" in Prieros und Seemoos am Bodensee bei Friedrichshafen, kommen; ihr Schulleiter fuhr selbst fünfzehn Jahre auf See, davon sechs auf Segelschiffen, und auch die vier Lehrer sind seebefahrene Leute, die sich schon manch Lüftlein haben um die Nasenspitze wehen lassen; sie werden schon den „Wind" machen, wenn es daran auf dem Wolziger oder dem Dolgen-See fehlen sollte!



Um 8 Uhr ist Flaggenparade, dann beginnt die „praktische Seemannschaft", das tägliche Brot eines jeden Matrosen, in Einzelgruppen




Fertig mit „Rein Schiff", aber sieht das Scheuerkommando nicht aus wie aus dem Ei gepellt? Dabei hat die Besengarde geschrubbt und gefegt, daß es eine Freude ist!

Was alle Jungen mitbringen, das ist die Liebe zur See und die Begeisterung für die Waffentaten unserer „blauen Jungs". Klar, daß alle später bei der Kriegsmarine dienen wollen, wozu die Aussichten mit jedem Kursus auf der Seesportschule mehr steigen: wenn sie das erste Mal vier Wochen in Prieros Dienst tun, machen sie die Anfänger-(A-)Prüfung; wer mit gut besteht, wird nach etwa einem Jahr für die gleiche Zeit wiederum einberufen, nachdem er sich auch in seiner Marine-HJ.-Einheit bewährt hat, und bekommt nach bestandener Prüfung seinen B-Schein, der ihn zum Unterführer befähigt. Ist diese Klippe glücklich umschifft, dann kann er die C-Prüfung ablegen, zu der eine Woche Dienst an Bord eines Schoners auf See gehört. Dann hat der Marine-Hitlerjunge die Grundlagen für den Dienst bei der Kriegs- und Handelsmarine.

An jeder der beiden Schulen, zu denen im Herbst noch ein in der Ostsee stationierter Schoner kommen soll, werden jährlich in zehn Lehrgängen insgesamt etwa 800 Lehrgangsteilnehmer ausgebildet. Jedesmal sind Jungen aus dem ganzen Reich da, Hamburger, Ostpreußen, Hannoveraner, Kölner,



Beim Kuttersegeln „hart am Wind". Herrlich, wenn die Segel in der Sonne aufleuchten und sich vor dem Seewind prall blähen

Bremer usw., hier snackt einer plattdütsch, da st-olpert einer über'n sp-itzen St-ein und dort läßt er sich „de Butta nich von de Schtulle nehm".

Um 5.45 ist Wecken, eine Viertelstunde Frühsport, „damit der Dunst aus den Knochen kommt", „Selbstreinigung", Frühstück und eine halbe Stunde „Rein Schiff". Da wird gefegt und geschrubbt, daß es eine Freude ist. Bei der Vorliebe des Seemanns für das Wasser ist es kein Wunder, wenn der Fußboden nach kurzer Zeit blitzt, daß man davon essen könnte! Es bleibt ein Geheimnis des Scheuerkommandos, wie es nach getaner Arbeit mit fleckenlos-weißen Blusen, Hosen und Mützen einherzugehen vermag. Ein Seemann muß zupacken können und trotzdem aussehen wie aus dem Ei gepellt, wird uns erklärt. Alle Achtung!

Um 8 Uhr ist Flaggenparade; dann beginnt die „praktische Seemannschaft", das tägliche Brot des Matrosen, immer in Gruppen zu zwanzig Mann. Das wäre doch gelacht, wenn wir nicht endlich die Flaggensignale im Schlaf ablesen könnten, meint die Anfängergruppe. Das Signalisieren mit Winkflaggen ist zwar keine Geheimwissenschaft, aber man muß doch verdammt aufpassen. Immer zu zwei und zwei stehen sich die Jungen gegenüber und unterhalten sich vollkommen lautlos auf ihre Weise. „Nicht so abgehackt geben", ruft der Wachführer dazwischen, „man muß wissen, daß das Ganze ein Wort sein soll. Weiter winken!"

Eine andere Gruppe scheint bei Winnetou in die Lehre gegangen zu sein. Sie übt Wurfleinenwerfen. „Hoch raus! Zack! Gerade werfen!" 15, 20, 25 Meter weit werfen die Jungen und stellen sich dabei vor, ihr Schiff wolle am Pier anlegen und die „Festmacherleute" warteten an Land darauf, mit der Wurfleine das dicke Tau an Land herüberzuholen, mit dem Schiff festgemacht wird.

Mittlerweile erklimmt eine dritte Gruppe den Mast, der sich inmitten des Exerzierplatzes 35 Meter hoch erhebt und an seiner Spitze die HJ.-Fahne trägt. „Enter auf!" heißt das Kommando, und wie ein geölter Blitz erklimmen die kommenden Leichtmatrosen den Entermast, von dem aus sie weit über See und Wald bis zu den Funktürmen von Königs Wusterhausen sehen können. Auf einen Pfiff sind sie ebenso schnell wieder unten und rennen ans Ufer der Dahme; denn nun heißt es „Kutter klar!" Vorher werden Schuhe und Strümpfe ausgezogen, im Umdrehen ist das getan, und schon ist jeder Junge an seinem Platz im Boot. Einer schiebt den Kutter ins freie Wasser und springt selber nach, Kommando „Riemen hoch!", die Riemen werden gefaßt und senkrecht in die Höhe gestellt, ein zweites, und sie tauchen ins Wasser. Zack! Durch! Scheinbar mühelos schneidet der Kutter die Wellen. Aber nun kommt erst die Hauptsache: Segel setzen! Die Riemen verschwinden wieder im Inneren des Bootes, der Mast wird emporgereckt, und das Auftakeln beginnt. Herrlich, wenn das Segel in der Sonne aufleuchtet und sich vor dem Winde bläht. Auf dem Wolziger herrscht heute mächtiger „Stiem", und die Augen der Jungen blitzen, wenn sie sich nach einer Seite legen, damit der Kutter nicht kentert. Und dann singen sie ein frisches Seemannslied ...

Schade, daß es nur vier Wochen sind, es gibt noch soviel zu lernen, Spleißen und Knoten und Kompaßkunde, Seekartenlesen, Morsen und Flaggensetzen; man muß die Steuermannskunde beherrschen und schießen können (den Schießstand haben Lehrgangsteilnehmer selbst gebaut); daß weltanschauliche Schulung und Leichtathletik dahinter nicht zurückstehen, versteht sich von selbst.

Für Abwechslung ist gesorgt, auch bei „Smutje", wie uns freudestrahlend versichert wird, denn in vier Wochen 28mal verschiedenes Essen, ist keine Kleinigkeit, und wenn die Jungen schon längst wieder zu Hause sind, werden sie noch von Labskaus und Hamburger Pfannfisch schwärmen. F. Fri.

## Wie weit kann man auf dem Meer sehen?

**Wir standen am Strande der Ostsee bei Laboe. Ganz weit draußen ragte über der Kimmung ein dunkler Punkt hervor, wahrscheinlich ein Segler, der von Dänemark kam und auf die Einfahrt der Kieler Reede zusteuerte.**

**„Wenn ich mein ausziehbares Fernrohr hier hätte", meinte Kuddl, „dann könnte ich den Punkt besser erkennen!"**

**„Wie weit kann man denn damit auf dem Meer sehen?" wollte der kleine Mutsch wissen.**

**„Ach, ganz weit! Mindestens einhundert Kilometer!" Kuddl tat ganz wichtig mit seinem ererbten Schifferfernrohr. Aber Eith, der schon zur See gefahren war auf einem Holzsegler, lachte: „Dat is ja man en bitten happig! So wiet geiht dat denn nu doch nich mit dem Kieken!"**

**„Wie weit kann man denn auf dem Meer sehen?" wollte Mutsch wissen.**

**Der Gefragte packte seine nautischen Kenntnisse aus, die er in praktischer Seefahrt erworben hatte. „Seht an, Jungens", sagte Eith, „da der Halbmesser der Erde 6266 Kilometer beträgt, kann man, wenn das Auge ein Meter über dem Meeresspiegel erhoben ist, 3570 Meter weit sehen! Ein weiterer Ausblick ist wegen der Rundung der Erde unmöglich. Je höher das Auge sich nun über dem Meeresspiegel befindet, um so weiter reicht unser Blick."**

**„Na ja", warf Kuddl ein, „schließlich langt es ja denn bald zu meinen einhundert Kilometern!"**

**„Da mußt du aber sehr hoch klettern, mien Jung", schmunzelte Eith, „rechnen wir es mal aus!"**

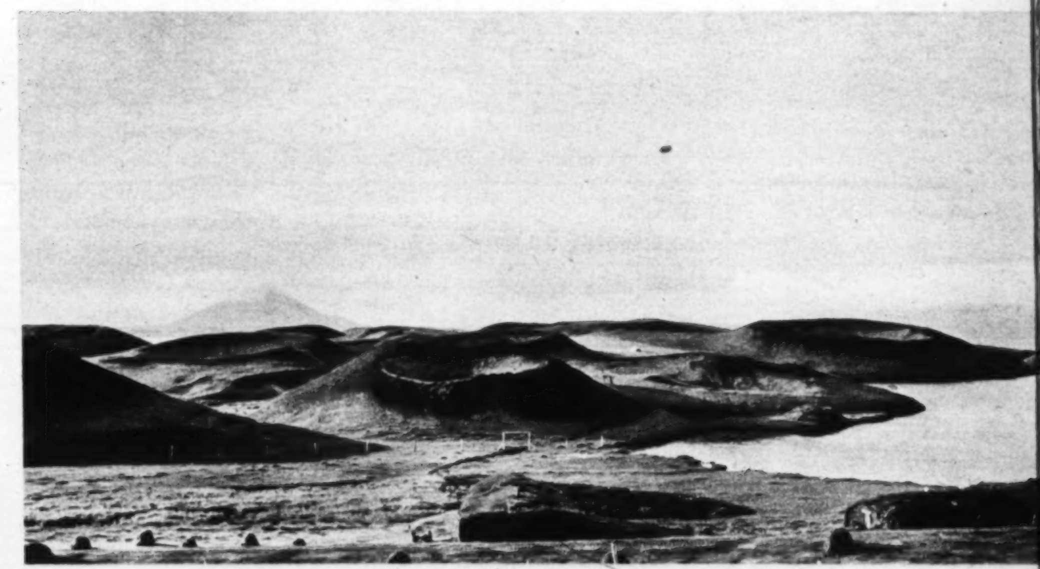
**„Rechnet nach", dozierte Eith. „In einer Höhe von zwei Metern sieht man 5500 Meter weit, in 4 Meter Höhe 7800 Meter, in 5 Meter Höhe 8700 Meter weit. Bei 10 Meter erstreckt sich eure Fernsicht auf 12300 Meter, bei 20 Meter auf 17400 Meter, bei 50 Meter auf 27600 Meter — und bei einer Höhe von 100 Meter kann man dann glücklich 32 Kilometer weit sehen! Dazu noch ein Zuschlag für dein Fernglas — und sei froh, wenn du je nach den Luftverhältnissen 40 bis 50 Kilometer weit sehen kannst — wenn du dazu 100 Meter hoch stehst irgendwo in den Wanten!"**

**„Da ist er ja schon, der Segler!" rief in diesem Moment Otzi, der sich umgedreht hatte nach der See, um Entfernungsschätzen zu üben. Wie elektrisiert drehten sich alle um. Und ganz in ihrer Nähe fuhr langsam ein großer Dreimaster vorbei .... (K. K.)**

# Die Götterinsel

## DAS LAND DER FELSEN, KRATER UND GEISER

Island ist keineswegs ein Reiseland schlechthin, das uns rührige Reiseverkehrsämter erschlossen haben. Island ist eine Insel, die bei unseren Vorfahren, den Wikingern, eine besondere Rolle gespielt hat.
Wikinger waren es, die auf kühnen Entdeckerfahrten, die in der Geschichte der Seefahrt einzig dastehen, die grüne Insel zum erstenmal aus der schweren See wachsen sahen. Ihre Göttergeschichte wurde beim Anblick dieses seltsamen Eilandes in greifbare Wirklichkeit gerückt.
Dichte Schwaden Nebel schleichen über die tote Kraterlandschaft. Auf einsamen Seen treiben mächtige Eisberge, und tosende Wasserfälle stürzen in schillernden Kaskaden die senkrechten Felswände hinab. Auf dem Grunde kreisrunder Krater kocht der Schlamm; mit hohlem Knall zerplatzen die Blasen und schleudern grünschillernden Gischt in die Luft. Geiser, Kraterlöcher im lebenden Fels, stoßen in regelmäßigen Zeitabständen turmhohe Fontänen siedenden Wassers aus und brechen ebenso pünktlich in sich zusammen, wie sie für den ahnungslosen Beschauer unvermutet aus der steinernen Erdrinne schießen.

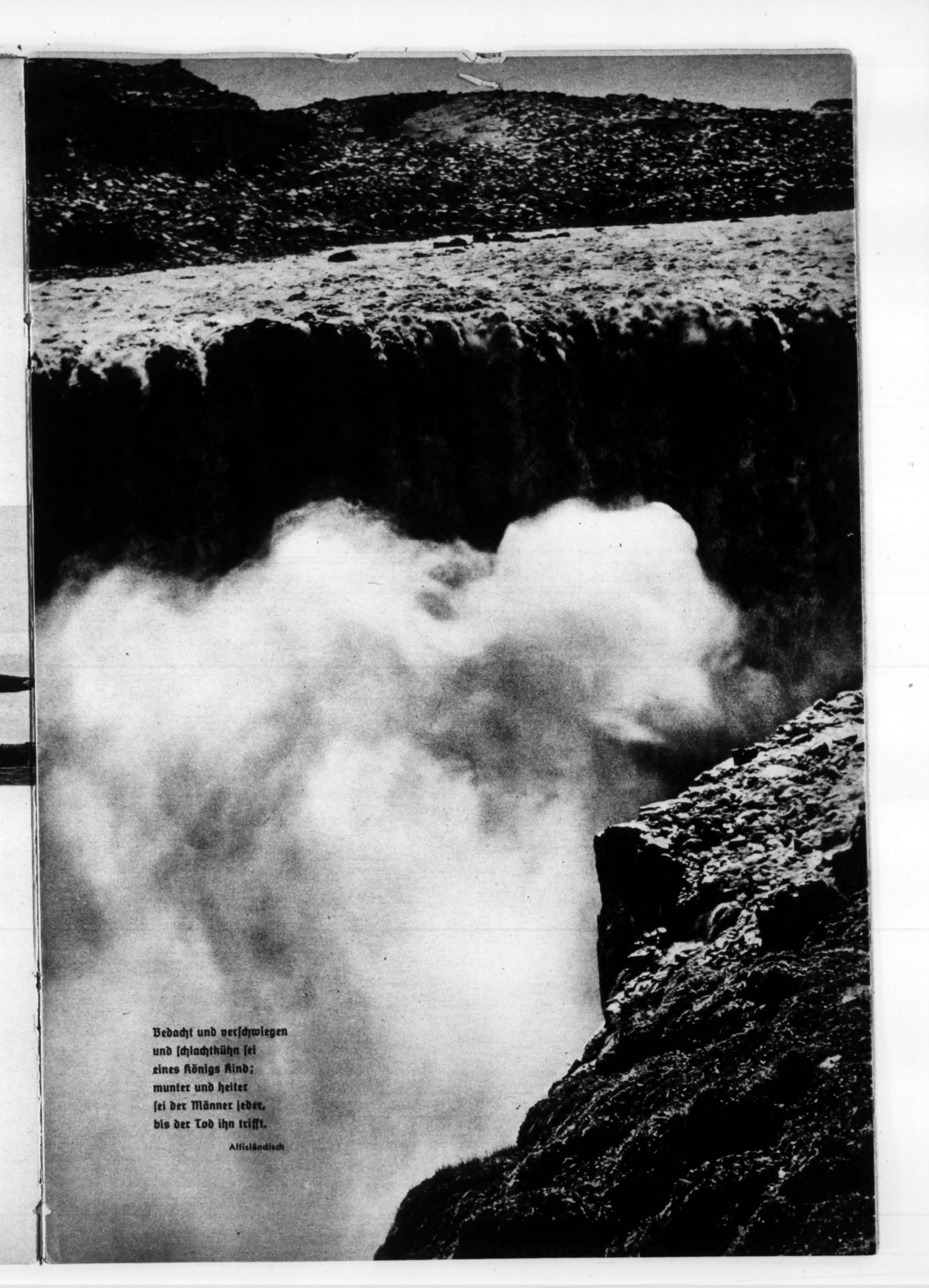


Kratergruppe aus dem vulkanischen Gebiet des Myvatn



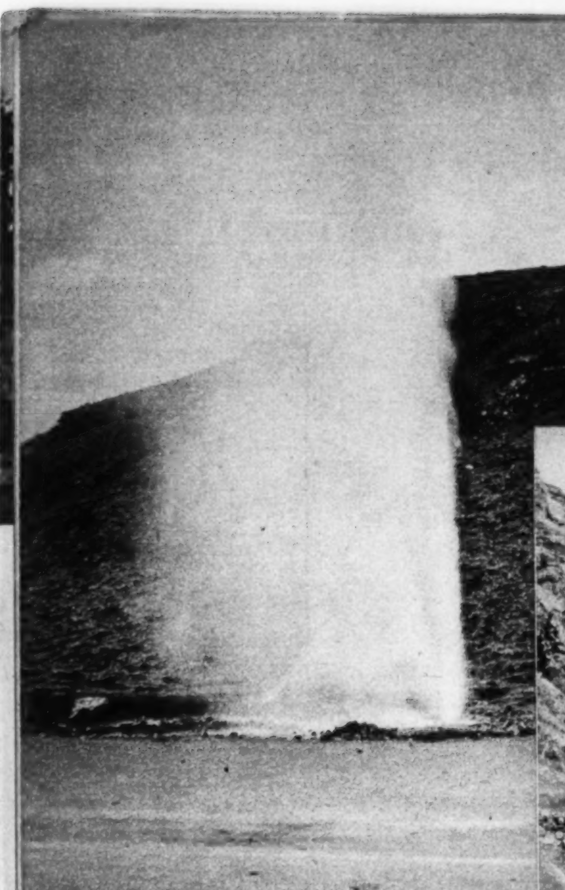
Eine der gewaltigen Felseninseln der Westmännergruppe, die Island im Süden vorgelagert ist. Eine wahre Burg der Götter!

Vor diesen Geisern sind die Wikinger gestanden wie wir heute. Die Regelmäßigkeit der Wiederholung dieses Naturschauspieles hat sie ebenso sehr verblüfft wie uns; und wir sind nicht viel weitergekommen, dies seltsame Geschehen zu erklären, wie sie.
Die Wunderwelt Islands hat von ihrem Zauber nichts verloren, die schon die Wikinger in ihren Bann geschlagen hat. Für die Germanen jedoch war diese Insel der Schauplatz, auf dem sich der Kampf ihrer Götter zugetragen hat. Riesen schleuderten Felsblöcke und zerschmetterten mit einem Schlag der unüberwindlichen Faust ganze Berge. Unter der Wucht ihres Schrittes barst die Erde, und tiefe Spalten klafften auf. In Nebeln gehüllt schlichen die Dämonen unsichtbar durch das Land, um den Lichtgott zu blenden. Mächtige Eisfelder flirrten im Sonnenglast auf und brachten das Blau des Himmels zum Verblassen.
Nur so ist es zu verstehen, warum eigentlich die Wikinger immer wieder nach der grünen Insel die gefahrvolle Fahrt wagten. Die Landschaft, geprägt von dem Kampf der Naturgewalten, mit den Spuren gewaltiger Lavaausbrüche, zerborstener Gebirgszüge und von der Kraft des Eises zerspellter Felstürme, beflügelte ihre Phantasie bei der Vorstellung der Weltwerdung, wie sie ihnen die Sagas vermittelten.
Diese gewaltigen Denkmäler der alles zermalmenden Kraft, geboren aus mächtigen Erderschütterungen, die im



Bedacht und verschwiegen
und schlachtkühn sei
eines Königs Kind;
munter und heiter
sei der Männer jeder,
bis der Tod ihn trifft.

Altisländisch



Links:
Die Gryla, zu deutsch „Die Hexe", einer der vielen Geiser auf Island: heiße, bis zu 70 Meter hoch springende Quellen-Wunder

Rechts:
Kochende Krater aus dem Schwefelvulkangebiet von Krisuvik. Eine unheimliche Welt!

Unten:
Moderne südisländische Bauernsiedlung



weiten Umkreis das Meer aufwühlten, zeigen uns doch immer wieder die Spuren einer noch größeren Macht: dem Willen zum Leben. In den Narben der gepeinigten Erde sprießt neues Leben. Erst zaghaft, dann froher und stärker sprießt Gras, seltsame Sträucher beleben mit ihrem hellen Grün das leblose Grau der Lavafelder, und in den Tälern strahlen im Frühling aus der grünen Matte Tausende von Blumen, die in ihrer Farbenpracht den wilden Gebirgszügen viel von ihrem Trotz nehmen. Und solange sie blühen, bleiben auch die Nebel in den Schluchten gleich bösen Dämonen, die sorglos spielenden Kindern ängstlich aus dem Wege gehen.

# DER LAND-WASSER ZE

„Da staunste!" möchte man unserem Kameraden von der Marine-HJ. auf dem Bild zurufen, der sich bückt, um dem Wunder des „Land-Wasser-Zepps" von Ingenieur Hans Trippel auf die Spur zu kommen. Eigentlich hätte er es ja leichter haben können, denn der unter dem Heck des Wagens angebrachte Spiegel zeigt sozusagen das ganze Geheimnis dieses Automobils, das zu Lande und zu Wasser fährt: die Schiffsschraube.

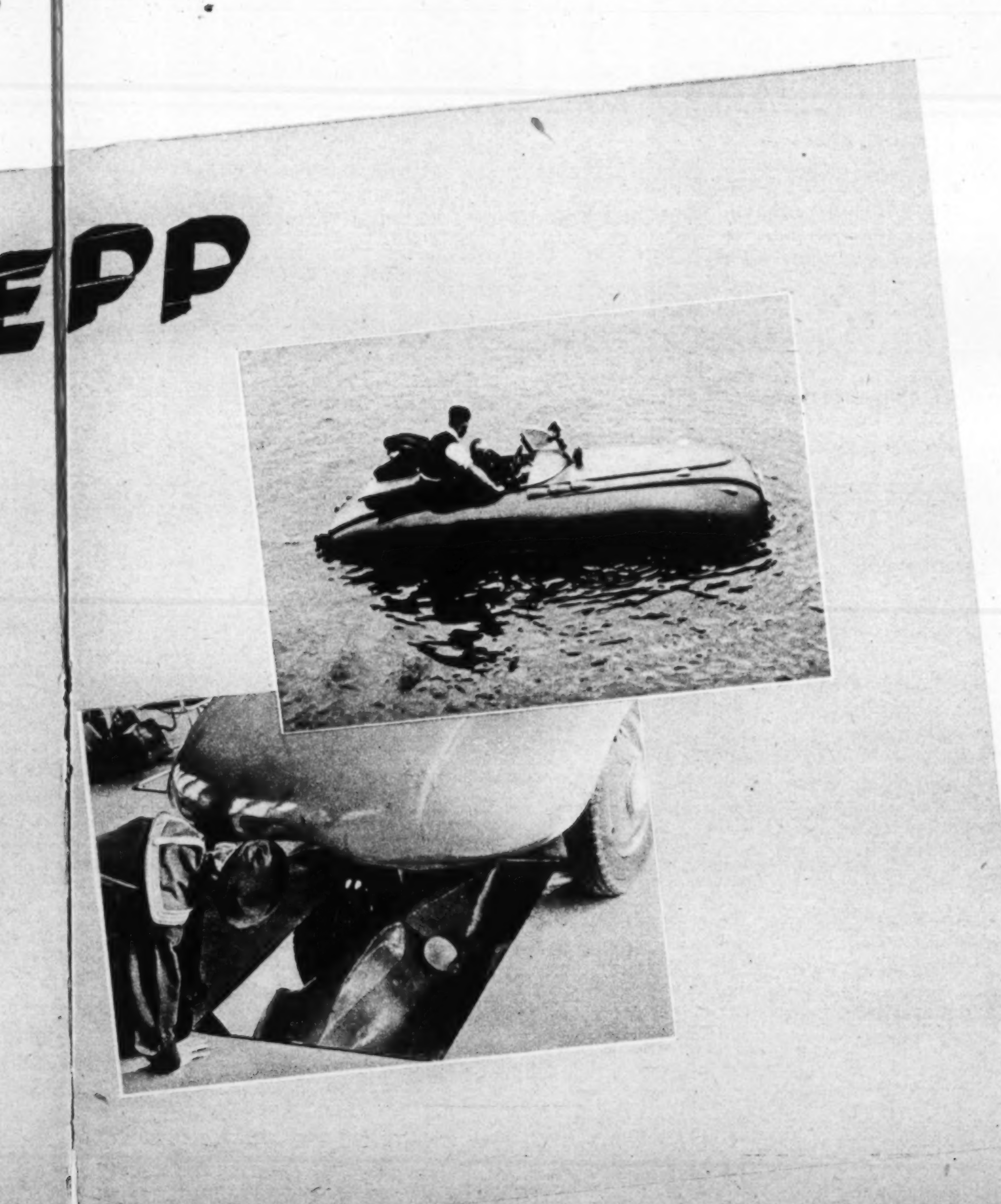
Hans Trippel hat diesen Wagen nach vielen, langjährigen und schwierigen, oft belächelten Versuchen der Öffentlichkeit vorführen können. Der Name „Land-Wasser-Zepp" allerdings ist irreführend und wohl von der äußeren, stromlinienförmigen und völlig verkleideten Gestalt des Wagens herzuleiten, denn in die Luft kann er sich nun doch nicht erheben. Nachdem eine Anzahl deutsche und ausländische Erfinder schon die mannigfachsten Versuche mit Landwasserwagen durchgeführt hatten, trat Trippel mit seiner Konstruktion, die durch scheinbare Einfachheit verblüfft, hervor. Der Italiener Dainl schon entwickelte nach dem Krieg ein Fahrzeug, dessen Räder für die Wasserfahrt mit vier Flößen paarweise gekuppelt waren. Unser Landsmann Baulig konstruierte einen alten Hanomag um, brachte an den Hinterrädern je sechs Schaufeln an und dichtete den Wagen von unten mit Gummi und Segeltuch ab. Walter Bodenstein baute ein Riesenungeheuer, indem er an einem kleinen Serienwagen statt der Räder vier riesige Pontonräder anbrachte, die Antrieb und Schwimmfähigkeit in sich vereinigten. Die meisten anderen, auch amerikanischen Konstruktionen stellen ebenfalls eine Lösung der Schwimmtauglichkeit durch Anbringung von Schwimmkörpern und besonderen Steuereinrichtungen am Automobil dar. Nur Hans Trippel ist es bisher gelungen, einen Wagen zu konstruieren, der ohne diese besonderen Vorrichtungen zu Lande eine schöne Geschwindigkeit entwickelt und auch seine Tauglichkeit im Wasser erwiesen hat.

Der ähnlich wie ein Rennwagen anmutenden Karosserie, die völlig verkleidet und mit Gummiborten am Motor und Führersitz abgedichtet ist, sieht man ihre besonderen Aufgaben kaum an. Selbst die Räder sind völlig normal. Nur die Schraube unter dem Heck des Wagens spricht von seiner wunderbaren Bestimmung. Trippel erreichte bei seinen Versuchsfahrten eine Stundengeschwindigkeit von 120 Kilometern zu Lande und 12 Knoten (20 Stundenkilometer) zu Wasser! Eine erstaunliche Leistung für einen Wagen mit gewöhnlicher Spurweite, dessen Motor von 50 PS bei Wasserfahrten mit einem Handgriff auf die Schiffsschraube umgeschaltet werden kann. Trippel hat seinen Wagen inzwischen wiederum wesentlich verbessert, und man kann von ihm die endgültige Lösung des Land-Wasser-Wagens erwarten, die wohl auch ihren praktischen Wert erweitern wird.

# Mit HJ auf Fahrt in Japan

**Von unserem auf Weltreise befindlichen HJ.-Kameraden**

Wir wurden immer lauter und zogen immer mehr Neugierige an. Bald stand der ganze Wagen voll Japaner, die uns und unsere Lieder hören wollten. Die HJ.-Lieder machten ihnen großen Eindruck, und man hörte, wie der eine oder andere leise mitsummte.
Erst in Atami wurden wir am Bahnhof durch noch lautere „Bansai"-Rufe unterbrochen. („Bansai" ist der japanische Schlachtruf, der „Sieg Heil" und Hurra in sich vereint und zu deutsch eigentlich „auf zehntausend Jahre!" heißt). Dann stimmte der ganze Bahnhof das japanische Kriegslied an, einen mitreißenden Kampfgesang, dessen Takt durch Händeklatschen oder Fahnenschwingen geschlagen wird. Es war ein hübsches Bild, wie Hunderte von solchen kleinen japanischen Fähnchen von Angehörigen der eben ins Feld abfahrenden Soldaten hin- und hergeschwenkt wurden. Diesmal war ich es, der leise mitsummte. Allerdings kann ich nur die letzten Zeilen dieses Liedes auf deutsch wiedergeben: „Vor uns leuchtet der Fuji, ein schönes und heiliges Symbol. Ja, du bist Nippon, Nippon, das Land der Götter!" Jawohl, gerade heute leuchtete der Fuji wirklich vor uns. Riesig lag, oder besser gesagt, schwebte dieser pyramidenförmige Kegel über der Landschaft.
Anfangs hatte der Heilige Berg Japans mich allerdings schwer enttäuscht. Als sich die „Asama Maru" der Küste näherte, stand ich um halb vier Uhr auf. Aber das half nichts. Alles rings umher war in dichten Nebel gehüllt, und von der berühmten Einfahrt nach Yokohama, von der ich so viel gelesen hatte, und von der mir meine Eltern erzählt hatten, war nichts zu sehen.
Noch größer war meine Enttäuschung, als wir den Fuß auf Japans Boden setzten. Es goß in Strömen. Nicht nur vom Fuji war nichts zu sehen; in der beinahe international wirkenden Hafenstadt Yokohama ist auch das eigentliche japanische Leben nur wie hinter Wolken erkennbar. Erst als wir nach Tokio zogen, fing es an.
Mein erster Freund war ein Shintopriester. Am ersten Nachmittag besuchte ich den Yasukuni-Schrein, und von der Neugier eines Neulings getrieben, ging ich einige Schritte zu weit in den Bezirk des Heiligtums hinein. Als ich im innersten Tempelhof stand, kam ein junger Priester im weißen Gewand, verbeugte sich tief und höflich vor mir, und — wies mich freundlich lächelnd hinaus. Er kam mir nach und sprach mich als Amerikaner an, was ich empört zurückwies. Ich stotterte „Doitzu", „Doitzu" und bekräftigte das mit einem „Heil Hitler". Das verstand er sofort. Nun wollte er seinerseits die Beleidigung wieder gutmachen. Wieder verbeugte er sich tief und schickte sich an, mir nicht nur die ganzen weiten Tempelanlagen, sondern auch das Armee-





**„Vor uns leuchtet der Fuji, ein schönes und heiliges Symbol", mit diesen Worten beginnt das japanische Kampflied, das die japanischen Jungen uns vorsangen**

museum zu zeigen, das — man staune! — zum Tempel gehört. Mir war ganz sonderbar zumute, als ich so neben dem Priester im weißen Gewand einherschritt, und noch sonderbarer, als wir eine Menge Soldaten und Offiziere trafen, die den Priester alle stramm militärisch grüßten. Izanumi, wie sich mir der Priester vorstellte, ist nämlich gewissermaßen auch Militärbeamter, da der Yasukuni-Schrein den im Kriege gefallenen Soldaten geweiht ist, die dort als Götter verehrt werden.

Izanumi lud mich zum Tee ein, den ich allerdings zunächst nicht als solchen erkannte, sondern für Spinatsuppe hielt. Der bei feierlichen Gelegenheiten gereichte grüne Tee wird nämlich vorher mit einem rasierpinselartigen Gerät so lange geschlagen, bis er dick und schaumig ist. Dann wird er mit lautem Schlürfen getrunken und schmeckt, im Gegensatz zu den dazu servierten süßlichen Tempelkuchen, ausgezeichnet. Die Unterhaltung war leicht schleppend. Izanumi hatte zwar ein paar Brocken Deutsch auf der Universität gelernt, aber ich glaube, auch wenn er ausgezeichnet deutsch gesprochen hätte, wären wir uns fremd einander gegenübergesessen.

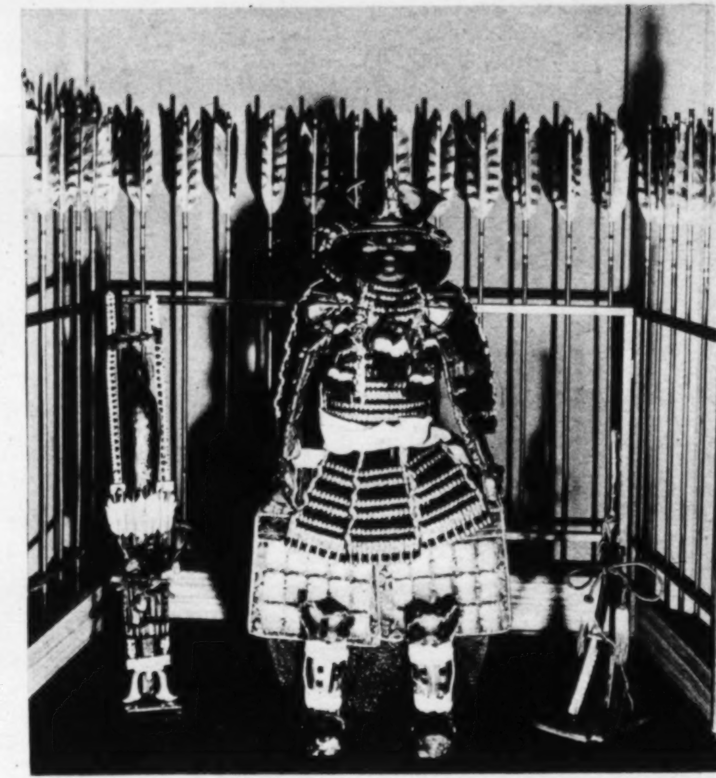
„Haltung, Haltung," ermahnte ich mich innerlich, als Izanumi mir mit der ruhigsten Miene der Welt eröffnete: „Ich habe zwar einen schmächtigen Körper, aber ein ungeheueres Gehirn. Ich bin ein weiser Mann." Ganz die Stirn hatte ich nicht, dasselbe von mir zu erwidern, hoffe nur, daß er, als er an meiner imposant auf der Matte hockenden, für hiesige Begriffe riesigen Erscheinung hochschaute, nicht den umgekehrten Schluß von mir zog. „So schwer es schon rein äußerlich ist, mit den Ostasiaten zurecht zu kommen, noch viel schwerer scheint es, ihnen innerlich nahezukommen," dachte ich mir.

Gebietsführer Schulze, der die Hitlerjugend in Japan vertritt, zeigte mir den Weg dazu.

„Geh doch mit den Hitlerjungens mit, die heute nachmittag auf Fahrt gehen!" schlug er vor. Hitlerjugend, hurra! Da hieß es keine Minute zögern. In wenigen Stunden hatte ich mir eine Uniform zusammengeborgt; denn meine war für die Reise durch die USA. begreiflicherweise zu Hause geblieben. Hose, Braunhemd, alles war schnell beieinander. Nur der Südwester, wie sie ihn hier der stechenden Sonne wegen zur Uniform tragen, fehlte! Aber was macht das.

*

Als wir in Gamagori ankamen und in Reih und Glied antraten, schlug das Herz mir bis zum Halse, genau wie damals, als ich als Pimpf eintrat. Um uns herum war alles schwarz von Menschen, das heißt, nein „schwarz" ist hier nicht der richtige Ausdruck; denn Menschenmengen in Japan wirken wie Blumenwiesen. Die Einwohnerinnen von Gamagori hatten uns zu Ehren ihre farbigsten Kimonos angezogen. Die Frauenverbände waren in ihren grünen und weißen Kitteln aufmarschiert, die Jungens in ihren blauen Schüleruniformen. Stolz wehte über ihren Köpfen die Hakenkreuzfahne, die sie in der Schule zu unserm Empfang angefertigt hatten. Die Schülerkapelle ging voran, als wir ins Hotel abmarschierten.



**Am 5. Mai werden die wunderbaren Rüstungen der Ahnen im Hause aufgestellt**

Jawohl, wir sind im Hotel untergebracht. Zum Zelten ist es in Japan einfach zu feucht. Aber wenn ich „Hotel" sage, darf man nicht an ein solches in europäischem Sinne denken, das seine Größe nach der Zahl seiner Betten bemißt. Unser Hotel war ein japanischer Gasthof und hatte als solcher überhaupt keine Betten.

Aber so weit sind wir noch nicht, daß wir unsere Unterkunft besichtigen könnten. Da ist zuerst der feierliche



**Heute tragen die Jungen von der Syonendan noch Uniformen nach dem Muster der englischen Boyscouts. Bald aber werden sie eine neue Uniform bekommen, die der der Hitler-Jugend ähnelt**



**Die Erziehung der japanischen Jungen beruht auf uralter Ueberlieferung. Ein Schüler in altjapanischer Ritterrüstung**

Empfang durch den Bürgermeister, der eine lange Rede hielt, deren Herzlichkeit mangels Sprachenkenntnis von mir allerdings nur an Tonfall und Mienenspiel festzustellen war. Dazu wurde, gewissermaßen um das lange Hocken auf den untergeschlagenen Beinen zu versüßen, Tee und Kuchen gereicht, sicher eine ebenso eigenartige Einleitung für ein Hitlerjugendlager, wie — die Bedienung durch unzählige, in seidene Kimonos gekleidete „Nesans". „Sich nicht zu sehr bedienen lassen!" war der erste Lagerbefehl, der allerdings bei der Hilfsbereitschaft japanischer Dienstmädchen, die einen zu umschwärmen nicht aufhören wollen, nicht leicht zu befolgen war. Sie brachten zunächst die „Betten". Im japanischen Hotel bestehen diese allerdings nur aus seidenen Steppdecken, die auf dem Mattenbelag des Fußbodens ausgebreitet werden. Dann kamen sie mit vom Hotel gestellten Kimonos und Pantoffeln an, die von uns in unserer Freizeit getragen, für Hitlerjungen eine einigermaßen eigenartige Bekleidung darstellen. Aber um sie nicht zu kränken, mußten wir sie anlegen.

So unvorschriftsmäßig der Rahmen unseres Lagers nun auch scheinen mag, so wenig tat er unserem strammen Dienst Abbruch. Früh um sechs Uhr Antreten zum Frühsport, Dauerlauf zum Tempel und zurück, Flaggenhissung mit Fahnenspruch, vom Landesjugendführer Werner Dietze vorgetragen. Dann Frühstück, vom BDM. zubereitet, zum Staunen des Hotelküchenpersonals, das seinen Gästen Bohnensuppe, Reis und mit etwas Seetang garnierten rohen Fisch vorzusetzen gewöhnt ist. Uns schmeckte das Kommißbrot mit deutscher Wurst besser. Frisch gestärkt traten wir zu den Ordnungsübungen an, und ich muß sagen, ich staunte, wie tadellos alles klappte. Die Jungen hier sind dank der Arbeit ihres Landesjugendführers schon pfundig beieinander, und das fanden die zahllosen Zuschauer auch, die sich bereits eingefunden hatten.

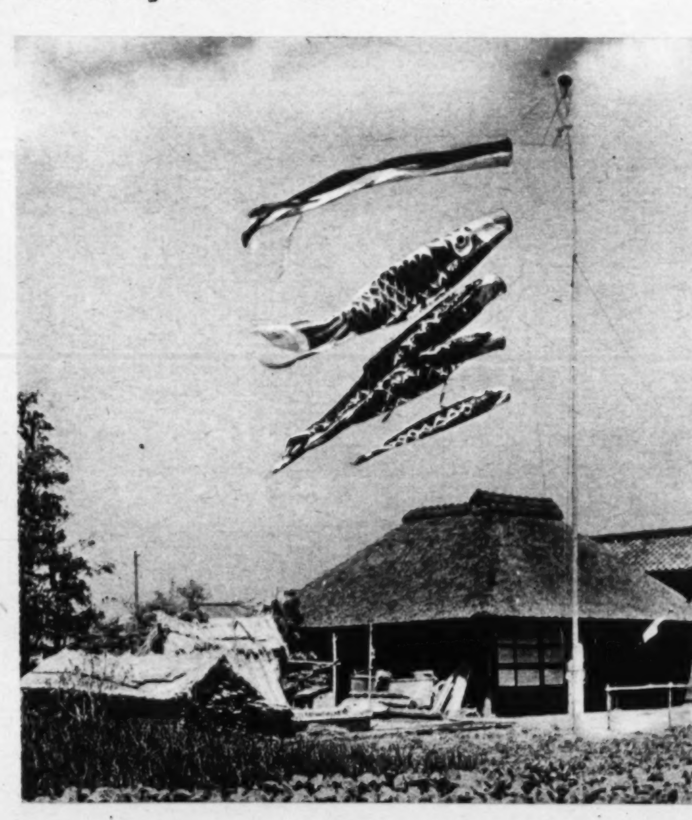
Der übrige tagesplanmäßige Dienstbetrieb fand unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Mit Motorbooten fuhren wir zu diesem Zweck auf eine malerisch in der Bucht gelegene Insel. Wären nicht die japanischen Kiefern gewesen, unter deren sturmzerfetzten Ästen wir übten, marschierten und sangen, so hätte ich mich daheim in Deutschland geglaubt.

Gerne wären wir überhaupt auf der Insel geblieben und hätten uns unserer Kameradschaft gefreut. Aber wir mußten zurück, um die japanische Bevölkerung nicht zu enttäuschen, die von „ihrer" Hitlerjugend etwas haben wollte, auf deren Besuch sie so stolz war. So fand der Tag seinen Abschluß durch einen Propagandamarsch durch den Ort.

Als wir nach ein paar Tagen Abschied feierten, ging der Bevölkerung der Abschied so nahe wie uns. Noch einmal kamen alle auf dem großen Platz vor dem Hotel zusammen, voran die Schulen und japanischen Jugendverbände. Sie führten uns altjapanische Fecht- und Kampfspiele vor. In Japan ist der Gedanke von der Jugendorganisation uralt. Schon in der Kamakuraperiode, also im 12. und 13. Jahrhundert soll es derartige Jugendverbände in Japan gegeben haben. Heute ist die japanische Jugend in den verschiedensten Gruppen zusammengefaßt. Neben den Senendan, der eigentlichen Staatsjugend, die aber nur die Werktätigen erfaßt, gibt es noch Dutzende von Syonendan, von Schülerorganisationen. Der gemeinsame Glaube und die Verehrung für Kaiser und Vaterland verbindet sie alle, vor allem aber die altüberlieferte Disziplin.

Ralph Colin Ross





**Familien mit Söhnen hängen am 5. Mai so viele Karpfenballons an ihre Fahnenstangen in den Wind, wie sie Söhne haben. Der Karpfen ist in Japan das Symbol der Tapferkeit, da dieser Fisch ohne Todeszuckung sein Leben verendet**



**Am sogenannten „Knabenfest", am 5. Mai, legen die Jungen diese traditionelle Ritterrüstung an. Eine solche Rüstung besitzen, ist ihr höchster Wunsch, ihr Traum**

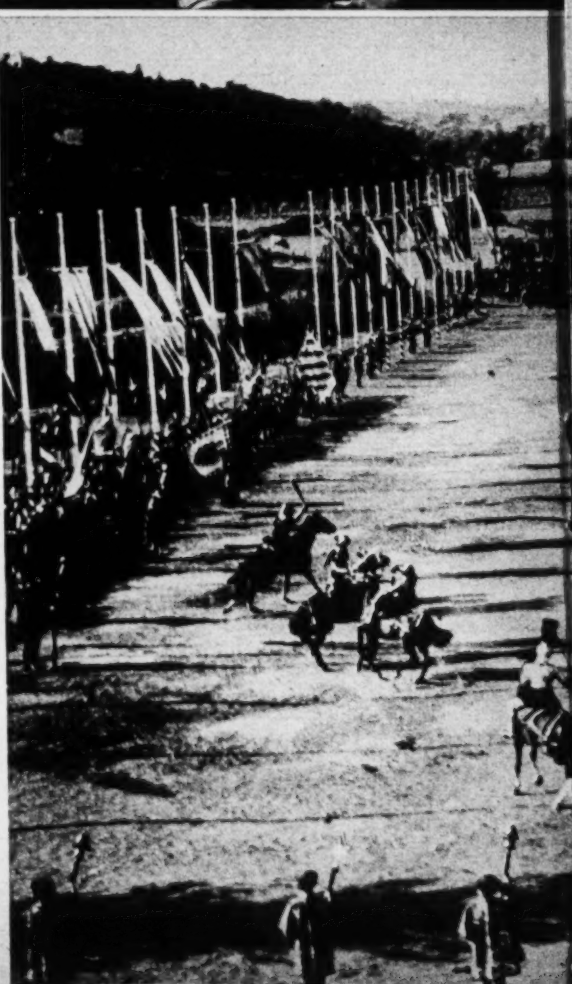
# Ritterlicher Kampf

Ein großer Tag für Barletta, ein herrlicher Tag! In der hitzeflimmernden Luft schwingt der Klang von Eisen und Stahl und das erregte Geflüster der Menschen, die sich um die Kampfbahn drängen. Die Rappen der Ritter stampfen und scharren die Erde. Gleich wird das Turnier beginnen.

Ein großer Tag für Barletta, für Apulien und für ganz Italien! Man wird von ihm noch reden, wenn dieser Glanz, der auf den Tribünen liegt, längst vergangen ist. Denn dieses Turnier wird kein unterhaltsames Spiel sein von Männern, die vor geschmückten Frauen und einer gaffenden Menge ihre Kräfte messen, sondern es wird ein heißer, erbitterter Kampf werden. Da stehen die Fronten der ritterlichen Gegner wie mit dem Lineal ausgerichtet und warten auf das Zeichen zum Beginn. Hält die Menge den Atem an in diesen Augenblicken, da die Gegner, gepanzerte glänzende Mauern, aufeinander losjagen. Ein herrliches Bild: funkelnde Panzer, klirrende Waffen, sich aufbäumende Rosse, dumpfer Aufschrei und jubelnder Ruf!

*

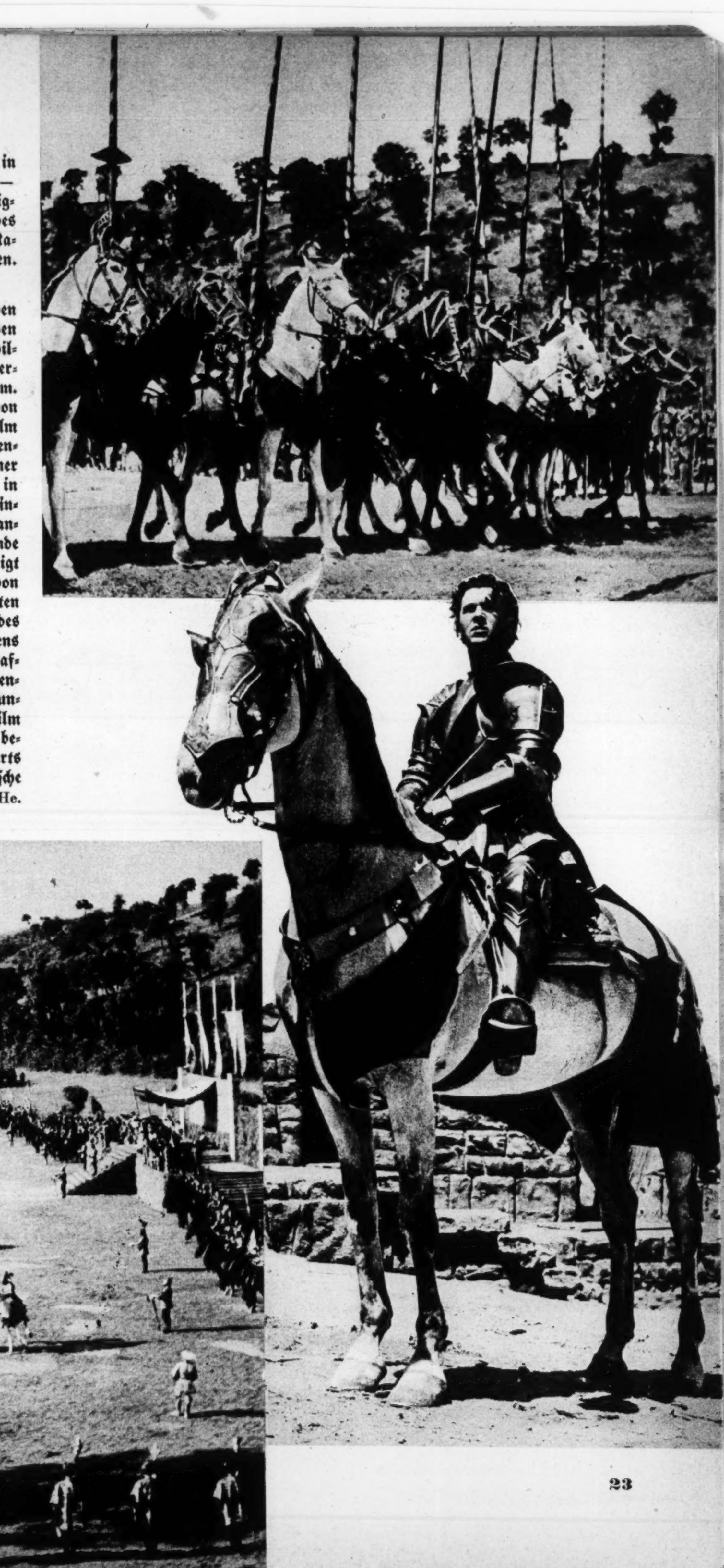
Man schreibt das Jahr 1500. Die Könige von Frankreich und Spanien hatten vereinbart, die fruchtbaren Provinzen Süditaliens untereinander aufzuteilen. Die Heere der beiden Länder, das eine von Norden, das andere von Süden kommend, trafen in der Nähe von Barletta in Apulien aufeinander. Bei einem der ersten Treffen wurden einige französische Ritter gefangengenommen. Ihrer Befreiung harrend, ließen sich diese Franzosen bei einem Gastmahl der Spanier zu Beleidigungen gegen die Italiener hinreißen, deren kriegerischen Wert sie in Zweifel stellten. Ettore Fieramosca, ein Edelmann aus Padua, forderte von den Franzosen Genugtuung für diese Beleidigung. Mit dreizehn



italienischen Waffenbrüdern ritt er in die Schranken gegen die Franzosen — und siegte. — Dieses historische Ereignis darf als das erste Zeichen des Wiedererwachens des italienischen Nationalbewußtseins aufgefaßt werden.

*

Ihr werdet euch alle noch an den Film „Mario" erinnern, der den Kampf der italienischen Jugend schilderte, ihren Opfertod für das Vaterland und ihren Marsch auf Rom. Alessandro Blasetti, der Regisseur von „Mario", hat nun einen neuen Film gedreht, dem wir diese Aufnahmen-Bilder entnahmen und der in jener Zeit spielt, in der wieder Männer in dem uneinigen, von ewigen Kleinkriegen heimgesuchten Italien aufstanden. Sein neues Werk, das Ende dieses Jahres in Deutschland gezeigt wird, hat wunderbare Aufnahmen von ritterlichen Kämpfen, von Schlachten und Fehdezügen, und ist ein glänzendes Gemälde jener Zeit, in der Italiens Künste zwischen Galanterie und Waffenlärm blühten. Viertausend Menschen in Originalkostümen und Rüstungen jener Zeit wirkten in diesem Film mit, und Fresken und Gemälde berühmter Maler des 16. Jahrhunderts dienten als Vorwurf für die szenische Gestaltung. He.





## Minuten vor dem Untergang!

Der berühmteste aller Bildberichte: Untergang des amerikanischen Passagierdampfers »Vestries«. Die Katastrophe erfolgte rasend schnell. Das Schiff hat schon Schlagseite; auf dem Bootsdeck wird versucht, noch rechtzeitig Boote auszuschwenken, Passagiere und Mannschaften drängen in Schwimmwesten zur Reling, Panik in den Augen. Wie unbeteiligt steht links ein Mann mit ineinandergelegten Händen und lächelndem Mund: der Koch, der wahnsinnig geworden ist. Und ein Mann hält die Kamera vors Gesicht, knipst, dreht den Film weiter, knipst wieder – verknipst den ganzen Film: ein Amateur, der gerettet wurde und, als smarter Amerikaner, das Bild an die meistbietende Bildpressefirma verkaufte. Er bekam zehntausende Dollars für das seltene Foto.

# Der Zufall k

Seitdem es der Photochemie gelang, das Aufnahmematerial lichtempfindlicher zu machen und damit die Belichtungszeit auf Sekundenbruchteile herabzudrücken, ist der Bildbericht vom bewegten, schnellen, aktuellen Geschehen bestimmt. Seitdem fehlt bei keiner politischen oder sportlichen Veranstaltung der Apparat des Bildberichterstatters, und ihm zur Seite klicken die Verschlüsse der Amateurkameras. Ereignet sich bei solchen Anlässen etwas Unvorhergesehenes — ein Unfall, ein Attentat, so sind fast stets einige Männer unter den vielen Photographen, die genug Geistesgegenwart, unter Umständen auch Mut aufbringen, das Unprogrammatische mitzuknipsen. Männer und Apparate sind zwar nicht auf das plötzliche Ereignis an sich eingestellt, sondern auf den regelmäßigen Auflauf des Angekündigten; sie sind aber zur Stelle, und die Männer halten den Zeigefinger am Auslöser.

Auf diese Weise fehlt es selten an Bilddokumenten von Katastrophen, wenn diese Katastrophen sich im Rahmen örtlich und zeitlich festgelegter Veranstaltungen ereignen. Solche Dokumente sind von außerordentlichem, oft unbezahlbarem Wert, da sie den rasend schnellen Gang der Dinge, zuverlässiger als Zeugenaussagen, festhalten, Aufklärungen und unwiderlegbare Beweise liefern. So besitzen wir Photographien von den Anschlägen auf Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo, auf Jugoslawiens König Alexander und Barthou in Marseille, auf Englands früheren König Eduard VIII. in London, auf König Alfons von Spanien am Tag seiner Hochzeit in Madrid. Und genauer als Augenzeugen berichten Bilder von Unfällen bei Rennen, die oft im Moment der Katastrophe aufgenommen sind.

Wie aber ist es bei urplötzlichen, sekundenschnellen Geschehnissen, die unabhängig von Veranstaltungen auftreten? Berufliche oder nichtberufliche Photographen sind fast nie zur Stelle, und wenn, so sind Mann und Kamera selten schußbereit. Und doch gibt es auch von solchen Ereignissen Bilder — und das sind die, von denen man im eigentlichen Sinne sagen kann, daß hier der Zufall geknipst hat. Von solchen Bildern soll hier die Rede sein. Sie sind fast stets das Werk von Amateuren, die zufällig Augenzeugen waren. Sie verlieren nicht den Kopf und schaffen Bilder, die weit mehr sind als nur Sensation: Dokumente und Beweisstücke.

## Der Tod ging vorbei!

Einschlag einer 15-cm-Haubitze an der Westfront 1915: eines der erschütterndsten Bilddokumente aus dem großen Krieg. In einem Abstand von vielleicht 100 m marschieren zwei kleine Trupps deutscher Infanterie. Genau zwischen ihnen krepiert das Geschoß, wühlt die Straße auf, fegt eine Staubwolke hoch. An den Bewegungen der Männer des vorderen Trupps ist die Schrecksekunde abzulesen. Wer hat hier geknipst? Man weiß es nicht; aber es ist sicherlich ein Amateur gewesen, der sein Stativ auf der Anhöhe im Vordergrund aufgebaut hatte. Vielleicht wollte er ein Bild machen: »Deutsche Soldaten marschieren über die Straßen der Champagne« ...



## Photographierte Panik!

Von Panik reden fast alle Katastrophenberichte. Hier ist sie photographiert. Ein Passagierdampfer ist im Hafen von Sydney mit einer Anlegebrücke zusammengestoßen. Die Brücke bricht, die Menschen, die über Laufsteg und Brücke gerade das Land erreichen wollen, stürzen ins viele Meter tiefe Wasser. Die meisten drängen weg von der Unfallstelle (im Bild rechts!), einige klammern sich an die Bohlen der Brücke, einer klettert auf einen Anlegepfahl, einige suchen nach ihren Angehörigen ... und einer hat das ganze Unglück geknipst!

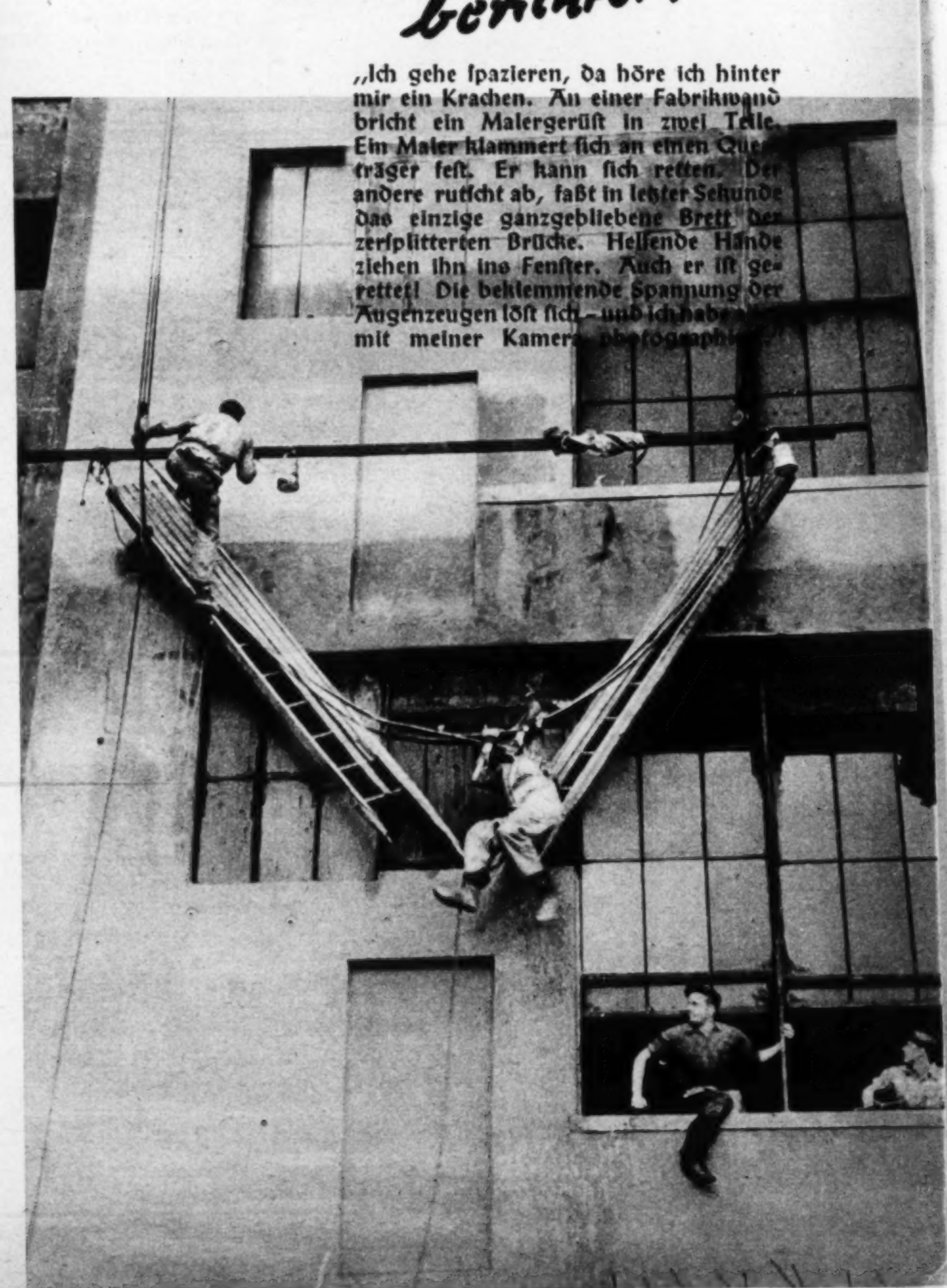


# knipst

## Ein Photoamateur berichtet:

„Ich gehe spazieren, da höre ich hinter mir ein Krachen. An einer Fabrikwand bricht ein Malergerüst in zwei Teile. Ein Maler klammert sich an einen Querträger fest. Er kann sich retten. Der andere rutscht ab, faßt in letzter Sekunde das einzige ganzgebliebene Brett der zersplitterten Brücke. Helfende Hände ziehen ihn ins Fenster. Auch er ist gerettet! Die beklemmende Spannung der Augenzeugen löst sich – und ich habe es mit meiner Kamera photographiert."





## Um Bruchteile von Sekunden!

Man weiß, wie nächtliche Gewitteraufnahmen entstehen: der Verschluß wird geöffnet, jeder Blitz belichtet sich selbst. Hier aber ist der Blitz in die Spitze des Washington-Monumentes in Nordamerikas Bundeshauptstadt gefahren und hat das Warnlicht für Flugzeuge außer Betrieb gesetzt; ein Zufall, daß gerade in diesem Augenblick die Kamera eines Mannes offenstand, der nur das große Gewitter photographieren wollte.

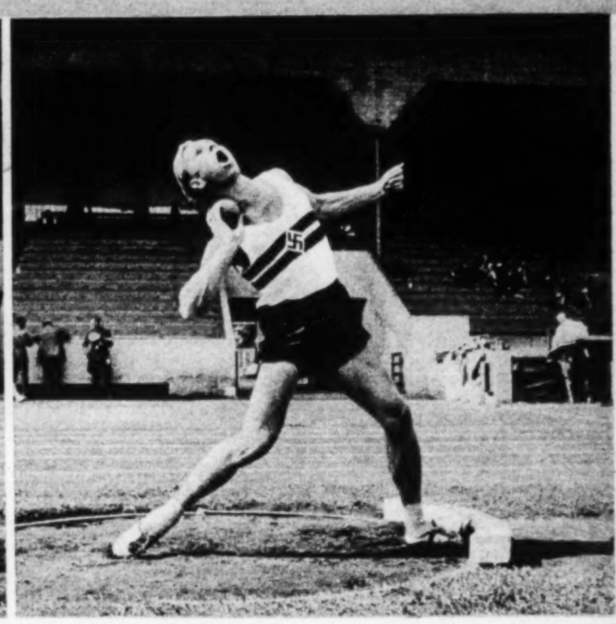
# Nachmachen!

**Kugelstoßleistungen sind von einer flüssigen Stoßtechnik abhängig. Der Werfer muß alle seine Kräfte, nicht allein die des Stoßarmes, in den Stoß einsetzen**

## 14 Meter mit der 6,2 klg Kugel!



Fest liegt die Kugel in der Schlüsselbeingrube, gehalten von der Hand des Stoßarmes. Zusammengekauert springt der Werfer in die Abstoßstellung vor. Vom weiten Ausholen ist die Stoßleistung in erster Linie abhängig.



Aus der Streckkraft der Beine heraus wird der Stoß eingeleitet; die Streckung der linken Körperseite ist dabei besonders wichtig! Der linke Arm darf aber nicht – das lehrte man früher! – zurückgerissen werden. Die Streckung der Beine gibt der Kugel Höhe.

## Ein Sprung über 1,70 m!



Der gezeigte Sprung ist ein »Roller«, bei dem der Springer, der Rechtsspringer ist, auch von der rechten Seite her anläuft, um dann mit dem inneren, der Latte zugekehrten Bein abzuspringen – im Gegensatz zu den üblichen Sprungformen.



Nach einem kraftvollen Absprung »steigt« der Springer und wartet, bis er den höchsten Punkt seiner Sprungkurve erreicht hat.

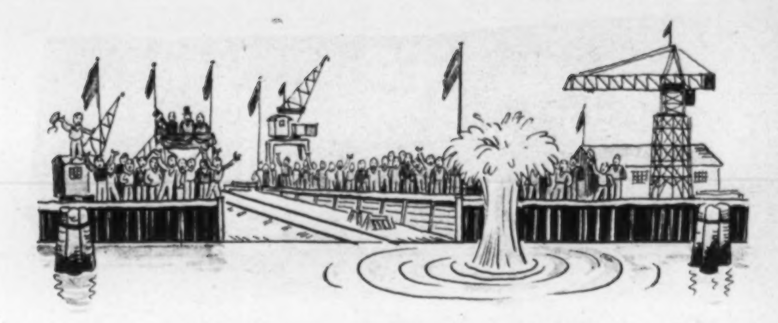
**Der Springer in unserer Bildfolge war mehrmals Gebietssieger –, nicht nur im Hochsprung! Er ist ein begabter Mehrkämpfer, springt 6,50 m weit und wirft den Speer über 50 m, die 100 m kann er in 11,6 Sekunden laufen und im Dreisprung hat er die 13,50 m schon geschafft. Ein Hochspringer muß vielseitig sein!**



Jetzt erst setzt der Stoß des Armes ein. Die Kugel hat bereits infolge der Körperstreckung »Fahrt«. Der Stoßarm gibt Richtung und letzten Antrieb. Um ein Übertreten zu vermeiden, springt der Werfer auf das rechte Bein über, verläßt darauf den Ring nach rückwärts.

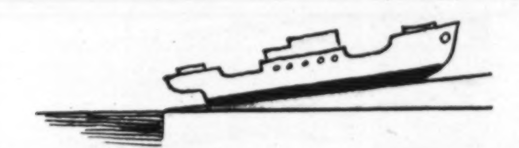


Jetzt »wälzt« sich der Springer mit betonter Körperstreckung über die Latte, reißt gleichzeitig sein Sprungbein nach und dreht sich, der Grube zu, um seine Längsachse.



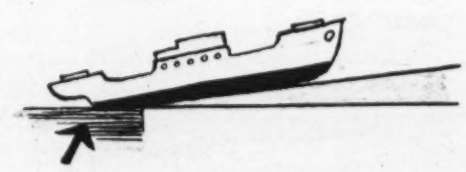
# Ein Schiff läuft vom Stapel

Das hört sich sehr einfach an. Wißt ihr aber schon, daß sich hinter dem einfachen Satz eine technische Großleistung verbirgt? Glaubt ihr mir nicht? Ihr denkt vielleicht: was kann denn schon daran schwierig sein? Man baut das Schiff einfach auf einer schiefen Ebene auf. Und wenn es fertig ist, löst man die Haltevorrichtungen, und das Schiff rutscht ganz von selbst ins Wasser. Sehen wir uns die Sache einmal genauer an. Wir setzen das Schiff also auf eine schiefe Ebene. Gezeichnet sähe das so aus:



Ihr seht, wir haben uns nicht zuviel Arbeit gemacht und daher die Neigung der schiefen Ebene so flach wir möglich gehalten. Wenn wir nun aber das Schiff ablaufen lassen wollen, müssen wir feststellen, daß die Neigung zu flach ist. Gewiß gelingt es uns, das Schiff in Bewegung zu setzen. Aber die Reibung, die zwischen der Rutschbahn und dem viele tausend Tonnen schweren Schiffsrumpf entsteht, ist so groß, daß das Schiff immer wieder hängenbleibt.

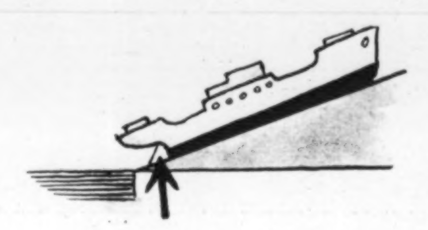
Schön, werdet ihr sagen, dann helfen wir eben mit Maschinenkraft nach und schieben das Schiff immer wieder an, bis es ins Wasser kommt. Das würde dann so aussehen:



Links im Wasser habe ich einen Pfeil eingezeichnet. Warum wohl? Damit ihr seht, wie das Schiff ins Wasser kommt: ganz allmählich und ganz flach. Das Schiff würde also im Wasser keinen Auftrieb

bekommen: das Wasser gäbe dem Schiff keinen Halt. Das Ergebnis? Der bis zu fünfzig Meter hohe Schiffsrumpf — kippt um! So geht es also nicht.

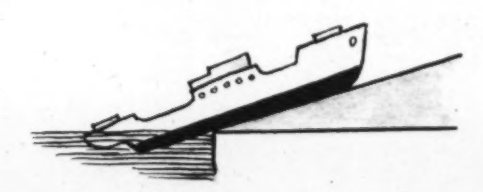
Was müssen wir also tun? „Die schiefe Ebene steiler bauen." Gut. Machen wir es einmal so:



In der Zeichnung sehen wir schon wieder einen Pfeil. Er zeigt auf ein schwarzes Dreieck. Das ist das Hindernis, das während des Baus das Schiff vor dem Abrutschen bewahren soll. Dieses Hindernis muß naturgemäß sehr stark sein, das bedeutet: kostspielig.

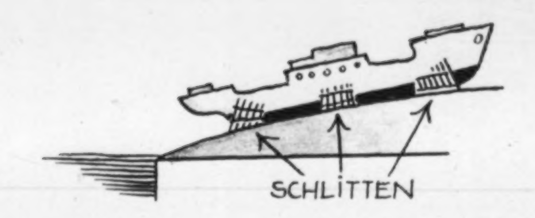
Wenn wir diese unnötigen Kosten nicht scheuen wollen, sehen wir weiter. Das Schiff ist fertig, das Hindernis wird entfernt: das Schiff läuft vom Stapel. Infolge der starken Neigung der Rutschbahn macht es sehr bald schnelle Fahrt. Schon meldet sich die erste Gefahr: die beschleunigte Fahrt vergrößert die Reibung zwischen Schiff und Rutschbahn; Reibung erzeugt Hitze, und eh' wir es uns versehen, steht die Rutschbahn in Brand und beschädigt das Schiff.

Damit aber nicht genug. In dem Augenblick, da das Schiff die Wasserfläche trifft, wäre die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes größer als der Auftrieb des Wassers. Das sieht so aus:



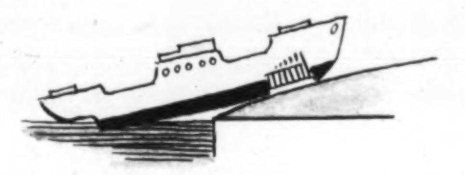
Das Schiff taucht und läuft voll Wasser: es geht unter. Aber selbst, wenn wir das unwahrscheinliche Glück hätten, beiden Gefahrenmomenten zu entrinnen, hätten wir es noch nicht geschafft. Der schnelle Ablauf, der wuchtige Aufprall auf das Wasser würden die Schiffswände so übermäßig beanspruchen, daß die Wände verbiegen, einbeulen, ja, an den Nietstellen zerreißen könnten. Und endlich sauste das Schiff mit einer solchen Geschwindigkeit ins Hafenbecken, daß es schwer wäre, die Fahrt abzubremsen. Nebenbei — aus diesem Grunde wird ja auch das Schiff mit dem Heck vorneweg vom Stapel gelassen. Das Heck (Hinterteil des Schiffes) ist breiter gebaut als der Bug (Vorderteil des Schiffes). Es bremst also die Fahrt ab, während der schnittige Bug die Geschwindigkeit halten würde.

Alles in allem — mit der steilen schiefen Ebene ist es auch nichts. Das Schiff darf nicht zu schnell und nicht zu langsam ablaufen. Wie hilft man sich da? Man baut eine halbrunde Ablaufbahn. Seht her:




Wenn das Schiff nun abläuft, macht zunächst der vordere Schlitten sehr schnelle Fahrt. Das heißt, er möchte gern, kann aber nicht, da er von den hinteren Schlitten gebremst wird. Kommen aber die hinteren Schlitten auf die abschüssige Bahn, dann liegt das Heck schon im Wasser: der Gegendruck des Wassers bremst nun die Fahrt der letzten Schlitten ab.

In diesem Augenblick taucht aber auch schon wieder ein Gefahrenmoment auf. Sehen wir uns die Sache einmal an:



Wir sehen, das Schiff ruht in diesem Augenblick nur auf zwei Punkten: vorne das Heck auf der breiten Wasserfläche und hinten der Bug auf dem letzten Schlitten. Das Wasser trägt die Last ohne Schwierigkeit. Der Schlitten aber hat — wie man errechnet hat — ein Drittel der ganzen Schiffslast zu tragen, das sind bei einem großen Schiff mehrere tausend Tonnen. Der Schlitten muß also besonders stark sein. Außerdem werden an den Schiffsrumpf eiserne Träger angeschweißt, die auf dem Schlitten aufliegen.

Ein seitliches Abkippen des Schiffsrumpfes ist in diesem Augenblick nicht zu befürchten, da die Fahrtgeschwindigkeit für die Querbalance sorgt. Das kennt ihr ja: ein Reifen kippt nicht um, solange er sich in Fahrt befindet. Läßt die Fahrtgeschwindigkeit nach, torkelt er hin und her und legt sich endlich auf die Seite.

Das wäre nun in groben Zügen der technische Vorgang eines Stapellaufs. Nur noch eins: damit ihr einen Begriff von den Ausmaßen eines solchen Vorgangs bekommt — die Schlitten und die Rutschbahn werden aus Holz hergestellt; sie werden dem Schiff unterbaut, wenn es fertig ist. Zum Stapellauf eines großen Schiffes braucht man dazu das Holz von 5 Hektar Hochwald, das sind also rund 1000 hochstämmige Bäume. Und damit sich zwischen Bahn und Schlitten keine zu große Reibung entwickelt, muß die Bahn mit Paraffin und Seife eingeschmiert werden. Bei einem großen Schiff benötigt man 15 Tonnen Schmiermittel, das ist die Ladung von zwei der größten Lastkraftwagen.

Und endlich: warum heißt es „vom Stapel laufen"? Weil das Schiff auf einem Stapel aufgebaut wird. Und Stapel ist ein altes niederdeutsches Wort für „Gerüst".

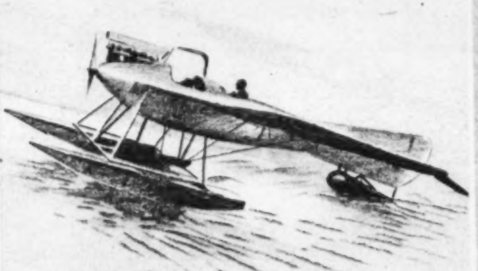
Peter A. Horn



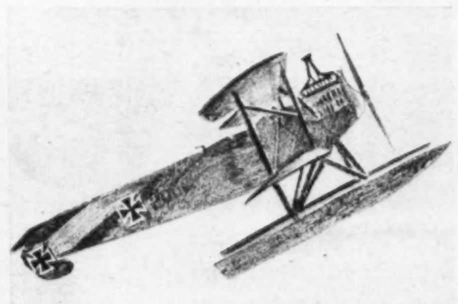

# Ich fliege Weltrekord

# Geschwindigkeit ist Trumpf!

Der Einsatz unserer Flugzeuge in Spanien hat es auch denjenigen, die es bisher noch nicht glaubten, bewiesen, was deutsche Flieger zu leisten vermögen. Wir können besser fliegen, und vor allen Dingen, wir sind schneller. Geschwindigkeit ist Trumpf.
Rekorde sind in der Luftfahrt keine Angelegenheiten des persönlichen Ehrgeizes eines Konstrukteurs oder eines Piloten, sondern sie sind nationale Belange von höchster Bedeutung. Wenn unser Nachwuchsflieger, Flugkapitän Hans Dieterle, auf dem Heinkel-Jagdeinsitzer He 112 U zum erstenmal in der Geschichte der Luftfahrt den absoluten Geschwindigkeitsweltrekord an Deutschland bringt, so wissen alle fremden Luftfahrtminister, daß diese 746,6 km/Std. eine Tatsache sind, mit der sie zu rechnen haben, falls ihnen nach einer kriegerischen Auseinandersetzung gelüstet. – Absoluter Geschwindigkeitsweltrekord! Es ist kein Zufall, daß gerade eine Heinkel-Konstruktion dieses von der deutschen Luftfahrt seit Jahrzehnten erstrebte Ziel erreicht hat. Der Schöpfer der Rekordmaschine, Prof. Dr. Ernst Heinkel, ist seit 1909 als Flugzeugkonstrukteur tätig und verfügt über eine Fülle praktischer Erfahrungen, die eine wesentliche Grundlage für das Zustandekommen der in den verflossenen Jahren mit Heinkel-Flugzeugen erzielten Leistungen bilden.
Wenn man die Entwicklung der Heinkel-Baumuster durch die zurück-



HEINKEL-ALBATROS-AMPHIBIUM



HEINKEL-HANSA-BRANDENBURG

**Flugkapitän Hans Dieterle ist einer der erfolgreichsten deutschen Nachwuchsflieger. Mit 24 Jahren flog er mit dem Heinkel-Jagdeinsitzer He 112 U die phantastische Geschwindigkeit von 746,6 Stundenkilometern und wurde damit Inhaber des absoluten Geschwindigkeitsweltrekordes.**
**Für seinen Rekordflug vom 30. März 1939 wurde er vom Reichsminister der Luftfahrt, Generalfeldmarschall Hermann Göring, zum Flugkapitän ernannt. Über diesen Flug berichtet Hans Dieterle:**
„Um irgendwelche Zufälligkeiten auszuschließen, ging ich bei meinen Rekordvorbereitungen ganz systematisch vor. Eine geeignete Rekordstrecke hatte ich zwischen Oranienburg und Neuruppin ermittelt. Als Richtungsweiser diente eine Bahnlinie. Die ganze Strecke hatte keine großen Unebenheiten. Zwei hohe Bäume, die nahe dem Bahndamm standen, wurden gefällt. Ich benutzte jede Gelegenheit, um mit meiner Trainingsmaschine die Strecke abzufliegen. Ich prägte mir das Landschaftsbild genau ein, um bei dem richtigen Rekordflug nicht durch die Orientierung abgelenkt zu werden, sondern die ganze Aufmerksamkeit der Beobachtung der Instrumente zuwenden zu können.
Als alle Vorbereitungen zum Rekordflug abgeschlossen waren, setzte eine Schlechtwetterperiode ein. Das paßte uns ganz und gar nicht in das Programm. Aber was half es? Wir mußten warten.
Endlich, am 30. März 1939, hat Petrus ein Einsehen. Ich fliege mit der Trainingsmaschine die Meßstrecke in niedriger Höhe ab. Es ist nicht böig. Also jetzt los!
Der für die Betreuung des ganzen Rekordfluges verantwortliche Oberingenieur Köhler läßt seinen gesamten Organisationsapparat anlaufen. Es klappt alles wunderbar. Jeder ist eingefuchst, weiß, was er zu tun hat und wohin er gehört. Schon steht die



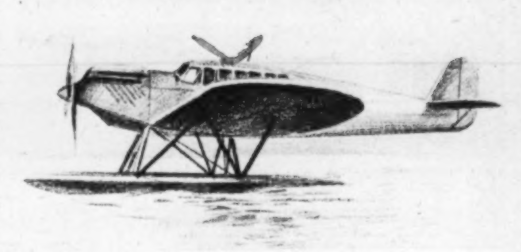
Maschine am Flugplatzende, von wo aus ich starten will. Die Daimler-Benz-Ingenieure legen sich noch einmal ins Zeug, horchen und sehen, ob ihr dicker Brummer, der Daimler-Benz-Motor DB 601, auch ganz gesund ist und geben von sich aus den Start frei.

Ich steige in die Maschine. Die Bremsklötze werden entfernt. Erstaunlich, wie ruhig sich alles abspielt, keiner zeigt irgendwelche Spuren von Nervosität. Ich selbst sitze in der Maschine, als ob ich zu irgendwelchen Erprobungsflügen, wie ich sie im Werk täglich von früh bis abends auszuführen habe, starten will. Diese Ruhe aber kommt nicht daher, weil ich die Schwierigkeiten und die Gefahren unterschätze, sondern weil ich ein grenzenloses Vertrauen zu der Maschine, zu jedem einzelnen Mann und schließlich auch zu mir selbst habe.

Ich gebe Gas! Mein Vogel zittert. Merkt er, daß es heute gilt? Schon hebe ich ab. Das Fahrwerk wird eingezogen. Die Maschine kurvt und fliegt die Meßstrecke an. Schnell einen Blick auf die Meßinstrumente! Alles scheint klar. Jetzt drücke ich die Maschine herunter. Der Fahrtmesser steigt auf 500, 600, 700 und noch etliche Stundenkilometer mehr. Die drei Kilometer der Meßstrecke sind in Sekunden durcheilt. Ich drossele den Motor etwas, ziehe das Flugzeug hoch und schwenke rechts ab. Die erste Kontrollmaschine He 111, besetzt mit den Sportzeugen, die beurkunden müssen, daß ich nicht höher als 400 Meter war, kommt in Sicht. Ich gehe heran an die 400 Meter, denn ich will nichts verschenken. Mein Vogel liegt in der Kurve. Ich fliege bereits wieder die Strecke an und schicke rein, was der Motor nur aufnehmen will. Auch bei diesem zweiten Durchgang fliege ich so tief wie nur irgend möglich, um den letzten Kilometer aufzuholen, den ich beim Kurven eingebüßt habe.

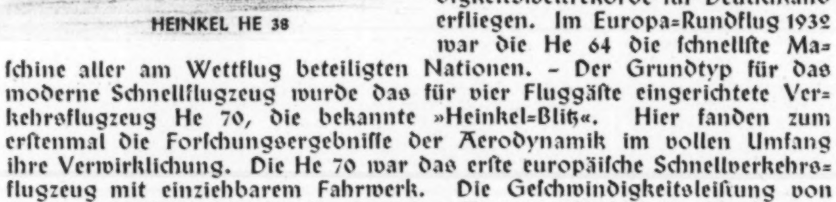
Unten sausen die Telegraphenmasten vorbei. Man beißt für einen Moment die Zähne zusammen. Ja, es

liegenden Jahrzehnte verfolgt, so erkennt man immer wieder das Streben des Konstrukteurs, das Flugzeug zu dem zu machen, was es seiner Wesensbestimmung nach ist, nämlich zu dem absolut schnellsten Beförderungsmittel. Ernst Heinkel hat Sicherheit und Schnelligkeit des Flugzeuges zu steigern vermocht.



HEINKEL HE 9

Die ersten Schnellflugerfolge seiner Konstruktionen reichen zurück bis in das Jahr 1913. Im Bodenseewettbewerb vom 29. Juni bis 5. Juli 1913 wurden sämtliche ersten Preise in den Schnellflugkonkurrenzen von den von Ernst Heinkel konstruierten Albatros-Flugzeugen erobert, nachdem Hellmuth Hirth schon kurz zuvor im »Wettflug rund um München« auf einem Heinkel-Albatros-Eindecker siegreich gewesen war. – Bekannt sind die Erfolge, die die von Ernst Heinkel konstruierten Hansa-Brandenburg-Flugzeuge während des Weltkrieges erzielt haben. Christiansen, heute General und Korpsführer des NSFK., flog während des Weltkrieges nur Heinkel-Hansa-Brandenburg-Flugzeuge. Er erhielt für seine Siege, die er damit erkämpfte, den »Pour le Mérite«. Er konnte diese Erfolge erzielen, weil seine Maschinen schneller waren als die Flugzeuge seiner Gegner. – Nach dem Weltkrieg hat sich Ernst Heinkel in dem 1922 in Warnemünde gegründeten eigenen Werk unentwegt bemüht, trotz der durch das Versailler Diktat aufgezwungenen Beschränkungen Flugzeuge zu bauen, die geschwindigkeitsmäßig international konkurrenzfähig waren. Im Jahre 1929 konnten die Heinkel-Baumuster He 9, He 9a und He 38 nicht weniger als sechs Geschwindigkeitsweltrekorde für Deutschland erfliegen. Im Europa-Rundflug 1932 war die He 64 die schnellste Maschine aller am Wettflug beteiligten Nationen. – Der Grundtyp für das moderne Schnellflugzeug wurde das für vier Fluggäste eingerichtete Verkehrsflugzeug He 70, die bekannte »Heinkel-Blitz«. Hier fanden zum erstenmal die Forschungsergebnisse der Aerodynamik im vollen Umfang ihre Verwirklichung. Die He 70 war das erste europäische Schnellverkehrsflugzeug mit einziehbarem Fahrwerk. Die Geschwindigkeitsleistung von etwa 350 km/Std. war für die damalige Zeit eine Sensation. Flugkapitän Untucht erzielte auf der He 70 in den Monaten März-April 1933 acht Geschwindigkeitsrekorde.



HEINKEL HE 38

Die aus der He 70 entwickelte zweimotorige He 111 übernahm mit einer Geschwindigkeitsleistung von über 400 km/Std. die Schnellverkehrsaufgaben der He 70 und wurde in der militärischen Ausführung von der Luftwaffe als Bomber eingesetzt. An den Erfolgen der »Legion Condor« in Spanien hat sie einen wesentlichen Anteil. Hauptmann im Generalstab Christ schreibt in seinem spanischen Kriegstagebuch u. a. »Durch das Eingreifen der »Legion Condor«, besonders durch die wirkungsvollen Eingriffe der deutschen Flugzeuge He 111 gelingt es, den roten Angriff zum Stehen zu bringen.«

HEINKEL HE 64

Mit einem der He 111 in der aerodynamischen Form verwandten zweimotorigen Baumuster konnte Flugkapitän Nitschke am 22. November 1937 drei Internationale Geschwindigkeitsrekorde über 1000 km mit 1000 kg, 500 kg und 0 kg Nutzlast erzielen. – Das »jüngste Kind« der von der He 70 abstammenden Schnellflugzeugfamilie ist der Jagdeinsitzer He 112 U, mit dem Generalleutnant Udet am 5. Juni 1938 auf der 100 km Rundstrecke 634 km/Std. erzielte. Und schließlich konnte Flugkapitän Dieterle mit dem schon erwähnten Weltrekord das Werk des Flugzeugkonstrukteurs Prof. Dr. Ernst Heinkel krönen.

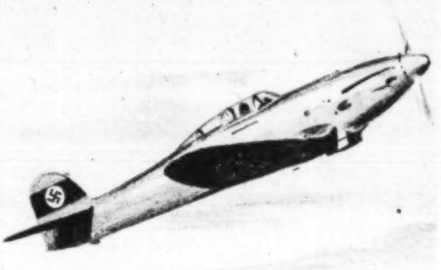
Neben dieser Entwicklungsreihe der schnellen Landflugzeuge hat Dr. Heinkel aber auch die Weiterent-

HEINKEL HE 70

wicklung der erprobten Seeflugzeugmuster nicht vernachlässigt. Am 20. März 1938 brachte Flugkapitän Ritz mit dem zweimotorigen Seemehrzweckeflugzeug He 115 acht internationale Geschwindigkeitsrekorde an Deutschland. Das ist das gleiche Baumuster He 115, das im März 1939 mit einem Gesamtfluggewicht von über 15 000 kg zu einem Langstrecken-Ohnehaltflug nach Südamerika startete. Der Versuch mußte zwar nach einer Flugleistung von über 7000 km infolge einer an sich unbedeutenden Störung am Backbordmotor vorzeitig abgebrochen werden. Der Flug hat aber trotzdem bewiesen, daß die Maschine nicht nur für Schnellflug, sondern auch für Langstreckenflug hervorragend geeignet ist. - Und das ist die wichtigste Tatsache: sämtliche Baumuster, die Ernst Heinkel seit 1913 für irgendwelche Schnellflugleistungen eingesetzt hat, waren keine Rennflugzeuge. Es waren in jedem Fall Flugzeuge, die für einen bestimmten Nutzzweck der praktischen Fliegerei konstruiert waren und die ihre Aufgabe so erfüllten, daß sie dabei Fluggeschwindigkeits-Höchstleistungen erzielten.



HEINKEL HE 111


HEINKEL HE 112 U

Wenn man die Albatros-Maschinen, die beim Bodenseewettbewerb 1913 etwa 120 km/Std. schafften, mit dem Jagdeinsitzer He 112 U und seiner Leistung von 746,6 km/Std. vergleicht, so sieht man die gewaltige Entwicklungsarbeit, die e i n Mann im Laufe eines Vierteljahrhunderts geleistet hat; und wenn man die Formen der beiden Flugzeuge nebeneinander betrachtet, dann erkennt man, daß die heutige Spitzenleistung nur erzielt werden konnte, weil die Grunderkenntnis: höchstmögliche Verbesserung der aerodynamischen Form, in ihren Ansätzen schon 1913 vorhanden war. Damals war diese Formgebung noch nicht Forschungsergebnis der aerodynamischen Wissenschaft. Sie wurde geboren aus dem genialen Erkennen einer für den Flugzeugbau berufenen Persönlichkeit.



HEINKEL HE 115

Diese Befähigung, die Geheimnisse der besten aerodynamischen Form gefühlsmäßig zu erfassen und in der Praxis zu verwirklichen, hat sich erst später, nachdem die aerodynamische Wissenschaft mit entsprechenden Ergebnissen aufwarten konnte, mit der wissenschaftlichen Theorie verschmolzen. Und aus dieser Verbindung von schöpferischem Erkennen, praktischer Erfahrung und wissenschaftlicher Forschung entstehen heute die Flugzeuge, die für Deutschlands Luftgeltung den Namen Heinkel über das ganze Erdenrund tragen.

Paul Kettel

hat gereicht! Die andere He 111 an der Oranienburger Wendemarke. Ich kurve um sie herum. Es scheint, als ob sie in der Luft stillsteht. Und nun der dritte Anflug. Beim Durchgang bekomme ich über der Strecke eine anständige Böe verpaßt. Es ist nicht leicht, so dicht über dem Boden die schnelle Maschine wieder zu beruhigen. Wenn man nur daran denkt, den Steuerknüppel zu berühren, ist es schon zu viel.

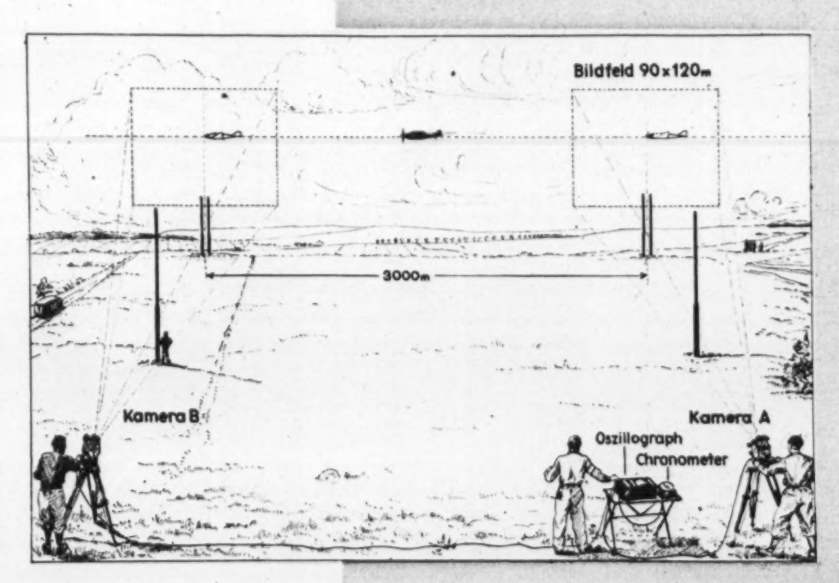
Ich sehe für eine Augenblick auf die Instrumente. Da ist die He 112 U schon über die Meßstrecke hinaus.

Nun habe ich die Kurve zum letzten Anflug hinter mir. Die Entscheidung steht bevor. Geht alles klar? Wird es auch das viertemal klappen? Sind die Meßtrupps auf dem Posten? Versagt keiner ihrer Apparate? Sind auch die plombierten Barographen in den beiden Kontrollflugzeugen He 111, die die Flughöhe von höchstens 400 Meter ausweisen müssen, in Ordnung? So viele „Wenn"! Nicht daran denken! Vollgas zum vierten Durchgang!

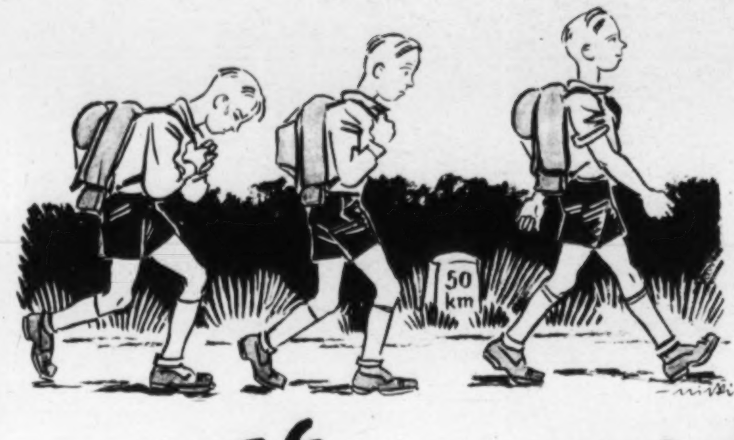
Und dann ist es geschafft! Ich fliege eine Ehrenrunde und setze zur einwandfreien Landung, die ebenfalls zu den Rekordbedingungen gehört, an. Schwebe aus — der Rekordflug ist beendet.

Freudig melde ich meinem Betriebsführer, Prof. Dr. Ernst Heinkel, daß der von ihm vor anderthalb Jahren erteilte Befehl, den „Absoluten" für Deutschland zu holen, ausgeführt ist. Aber noch weiß ich nicht, was ich angestellt habe. Das wird mir erst bewußt, als ich die vielen Telegramme bekomme, vor allem aber das des Führers und das des Feldmarschalls, in dem er mir meine Beförderung zum Flugkapitän mitteilt."


HEINKEL HE 116



**Anordnung der Meßgeräte zur Ermittlung des absoluten Geschwindigkeitsweltrekordes**




# TIPS FÜR RICHTIGES MARSCHIEREN

Jedem von uns, der sich zu den Marscherfahrenen zählt, ist es bestimmt einmal so ergangen, daß er nach einer gewissen Marschstrecke und -leistung, eine rätselhafte Müdigkeit, Mattigkeit, kurz eine allgemeine Schlappheit, verspürt. Die Weisen unter uns reden dann immer geheimnisvoll von dem sogenannten „toten Punkt". Damit haben sie gar nicht so unrecht. Dieser „tote Punkt" ist weiter nichts als die Reaktion des Körpers auf eine schwere Arbeit. Der Körper, der bisher nur mit einer bestimmten Berufsarbeit beschäftigt war, wird nun veranlaßt, eine bestimmte Leistung nur mit den Beinen zu verrichten. Dies tut er natürlich nur eine Weile, doch immer im selben Rhythmus, stundenlang ein Glied vor das andere zu stellen, ohne Abwechslung, weiter, immer weiter — da hat er plötzlich genug und zeigt uns dies an.

Nun setzt der Zweikampf ein. Der Wille stemmt sich gegen den schon etwas schwachen Körper und fordert ihn zum Weitermachen auf. Der Körper setzt sich zur Wehr, und dies dauert dann eine Weile, bis schließlich in den meisten Fällen der starke Wille die Oberhand behält und die „Sache" sich weiterbewegt. Jetzt geht alles am Schnürchen. Wie gut geölte Maschinen laufen unsere Beine, automatisch geht der ganze Körper mit, und zur gleichen Zeit stellt sich auch wieder die verlorengegangene Stimmung ein.

Natürlich gibt es auch da einen Punkt, an dem unweigerlich alles zu Ende scheint. Diesen Punkt solange als möglich hinauszuzögern, wird unser ganzes Trachten sein. Es ist nun nicht allein mit dem Willen getan! Wir müssen unsere Kräfte genau einteilen!

Das Gewicht des Körpers, welches durch die schwere Last des Affen vermehrt, erheblich schwerer wird, liegt mit voller Wucht auf nur zwei mehr oder weniger starken Beinen. Diesen beiden Beinen müssen wir daher unsere ganze Sorge angedeihen lassen. Vor dem Marsch werden wir uns die Füße gründlich waschen und pudern. Und dann: keine neuen Strümpfe oder gar neue Schuhe anziehen! Die würden uns fürchterliche Blasen und Qualen einbringen. In dünne Strümpfe und Schuhe wollen unsere Füße nicht gesteckt sein; am besten sind deshalb immer dicke Wollstrümpfe und eingetretene Marschstiefel. Sollte jemand in seinen Strümpfen mit sogenannten „Bollen" marschieren wollen, dann werden ihm die Löcher die Hölle auf Erden vorzaubern!



Aber nicht nur die Füße müssen in Ordnung sein. Wenn wir etwas höhergehen, betrachten wir unser Koppelzeug. Es darf nicht locker sitzen. Fest, und nicht schief, wird es dem Körper den nötigen Halt geben. Die Hosen dürfen nicht zu lang und auch nicht zu kurz sein, sonst würden sie ihrem Träger diese Nachlässigkeit mit eifrigem Scheuern und Reiben an den Schenkeln ankreiden, und das ist natürlich wenig angenehm.

Wenn wir gelernt haben, daß nicht die Schuhe und sonstige harte Gegenstände friedlich auf dem Kasten des Affen ruhen dürfen, sondern daß auf dem Untergrund des Affen, also dem Teil, der uns den Rücken drückt, weiche Sachen (Trainingsanzug, Ersatzhemden und so weiter) liegen sollen, schnallen wir uns den Affen auf.

Dieser Affe ist ein „Problem" für sich. Stunden könnte man darüber verbringen, sein Seelenleben zu studieren. Auch uns wird es wieder so gehen. Wir werden ihn auf jedem Marsch wieder genau kennen- und spürenlernen. Deshalb wollen wir beachten: der Affen darf nicht am verlängerten Rücken baumeln, Decke und Zeltbahn müssen fest aufgeschnallt werden, sie schlingern sonst und bringen uns aus dem Gleichgewicht. Die obere Kante des Affen muß mit der Schulter abschließen, dadurch erzielt man bessere Tragfähigkeit, und: das Kochgeschirr festmachen; ebenfalls den Hordentopf, unseren Lebensspender, müssen wir besonders festschnallen.



Im Anfang des Marschierens herrscht natürlich Hochstimmung. Jeder hat etwas zum besten zu geben. Fröhlich geht es weiter bis zum „toten Punkt". Dann wird es merklich stiller in den Reihen. Jeder hat mit sich zu tun. Und so geht es bis zum Endziel. Am Endziel kann man dann die drei Arten von Marschierern bewundern, die zu jeder Marschgruppe gehören: 1. die strahlend und mühelos Überstehenden, 2. die etwas Mitgenommenen und schließlich 3. die gänzlich Erschlafften.

Wieso haben wir eigentlich solche Unterschiede, wird man sich fragen. Ausschlaggebend ist natürlich die Kraft und der Wille des einzelnen. Es würden aber bestimmt mehr zu der ersten Gruppe zählen können, wenn sie sich ihre Kraft einteilen und nicht nutzlos Kraftanstrengungen machen, die sich am Ende so auswirken, daß man sie zur Gruppe 3 rechnen muß.

Scharführer Bartlick




## Eine Robinsonade von Hans Reiser



**Tetjus Uhl wandert in die Welt, getrieben von Fernsehnsucht und Abenteuerlust. Ihn hält nicht das Glück am Wegrand, und er macht sich nichts aus dem Mädchen, das ihm, wenn er sie heiraten würde, sogar eine reiche Hacienda mit in die Ehe brächte. Er rückt, als sie gemeinsam beim Urwaldmissionar Einkäufe machen, einfach bei Nacht aus und schlägt sich in den Urwald, ungeachtet der Gefahren, die ihn umdrohen.**

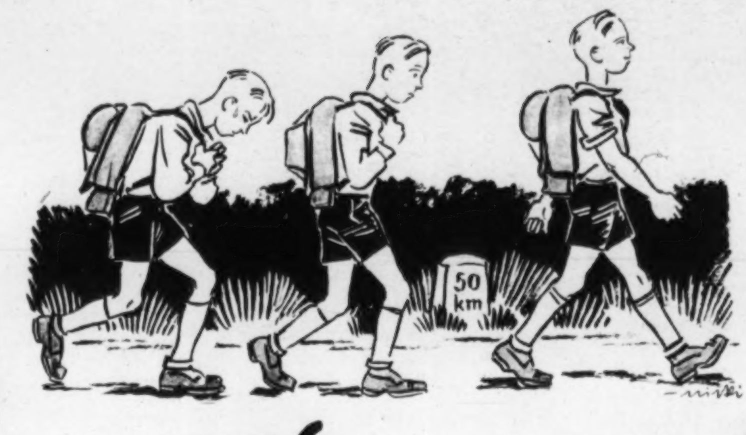
4. Fortsetzung

Stachelgepanzerte Pflanzenstricke schienen zu kriechen, legten sich um seine Knöchel und brachten ihn zu Fall, während sich eine Brut von ekelhaft stinkenden roten Ameisen auf ihn herabfallen ließ, ihn mit ätzenden Säuren verbrannte und blutsaugende Zecken sich in seine Haut verbissen. Was half ihm seine Muskel- und Willenskraft, wenn er schon gegen das winzigste Tier, das Insekt, wehrlos war, weniger als eine Laus im Pelz und hilfloser als eine von den Millionen Giftfliegen, die bei seinem Nahen aus gärenden Sümpfen aufstoben. Und aus der undurchdringlichen Tiefe der grünen Dämmerung schallte schauerlich das höhnische Gelächter fliehender Brüllaffen und aufgescheuchter Raubvögel. Doch er hörte und sah nichts mehr, nichts interessierte ihn, als das mit dem Mut der Verzweiflung erkämpfte schrittweise Vordringen, bei dem er die Tränen der Wut unterdrückte, bei dem kein Schrei und kein Hilferuf etwas nützte, da niemand ihn hören konnte, weil es niemand gab, und niemand ihn gehört hätte, weil die Pflanzenmauer jeden Laut erstickte und aufsog wie ein gieriger Schwamm. Immer wieder unterbrachen seinen Kampf Pausen der Erschöpfung, in denen er im erstickenden Moderdunst der Pflanzenfäulnis nicht zu atmen vermochte, während Herz und Puls irrsinnig hämmerten und der salzige Schweiß der Anstrengung und der Angst ihm in die von Spinnetzen verklebten Augen rann.

Unfähig, sich zu rühren, sah er eine Armweite von sich eine rot, schwarz und weiß gemusterte Schlange an einem Stamm emporklettern. Gespannt, was geschehen werde, vergaß er einen Augenblick auf sich selbst und verfolgte mit atemlosem Interesse die lautlos geschmeidigen Bewegungen des listigen Tieres. Endlich erblickte er nach angestrengtem Suchen ein winziges Kolibrinest, nicht größer als eine Kinderfaust. Schon nahte sich der Kopf der langsam sich bewegenden Schlange dem Rande des Nestes, in dem die Beute, die Eier oder die Jungen, sich befand, als wie ein Blitz der nadelscharfe Lanzenschnabel des Kolibri, der sich durch sein fibrierendes Flattern unsichtbar machte, mit unfehlbarer Sicherheit der Schlange ins Auge bohrte, die sich vor Schmerz krümmte. Noch ein blitzschneller Stoß und auch das zweite Auge der Schlange war getroffen. Ihr Leib zuckte krampfhaft, dann erschlafften die Muskeln, eine letzte Windung um einen Ast, dann löste sich der leblose Leib und schlug klatschend herunter.



*... unfähig sich zu rühren, sah er eine Armweite von sich eine Schlange ...*




# TIPS FÜR RICHTIGES MARSCHIEREN



Jedem von uns, der sich zu den Marscherfahrenen zählt, ist es bestimmt einmal so ergangen, daß er nach einer gewissen Marschstrecke und -leistung, eine rätselhafte Müdigkeit, Mattigkeit, kurz eine allgemeine Schlappheit, verspürt. Die Weisen unter uns reden dann immer geheimnisvoll von dem sogenannten „toten Punkt". Damit haben sie gar nicht so unrecht. Dieser „tote Punkt" ist weiter nichts als die Reaktion des Körpers auf eine schwere Arbeit. Der Körper, der bisher nur mit einer bestimmten Berufsarbeit beschäftigt war, wird nun veranlaßt, eine bestimmte Leistung nur mit den Beinen zu verrichten. Dies tut er natürlich nur eine Weile, doch immer im selben Rhythmus, stundenlang ein Glied vor das andere zu stellen, ohne Abwechslung, weiter, immer weiter — da hat er plötzlich genug und zeigt uns dies an.

Nun setzt der Zweikampf ein. Der Wille stemmt sich gegen den schon etwas schwachen Körper und fordert ihn zum Weitermachen auf. Der Körper setzt sich zur Wehr, und dies dauert dann eine Weile, bis schließlich in den meisten Fällen der starke Wille die Oberhand behält und die „Sache" sich weiterbewegt. Jetzt geht alles am Schnürchen. Wie gut geölte Maschinen laufen unsere Beine, automatisch geht der ganze Körper mit, und zur gleichen Zeit stellt sich auch wieder die verlorengegangene Stimmung ein.

Natürlich gibt es auch da einen Punkt, an dem unweigerlich alles zu Ende scheint. Diesen Punkt solange als möglich hinauszuzögern, wird unser ganzes Trachten sein. Es ist nun nicht allein mit dem Willen getan! Wir müssen unsere Kräfte genau einteilen!



Das Gewicht des Körpers, welches durch die schwere Last des Affen vermehrt, erheblich schwerer wird, liegt mit voller Wucht auf nur zwei mehr oder weniger starken Beinen. Diesen beiden Beinen müssen wir daher unsere ganze Sorge angedeihen lassen. Vor dem Marsch werden wir uns die Füße gründlich waschen und pudern. Und dann: keine neuen Strümpfe oder gar neue Schuhe anziehen! Die würden uns fürchterliche Blasen und Qualen einbringen. In dünne Strümpfe und Schuhe wollen unsere Füße nicht gesteckt sein; am besten sind deshalb immer dicke Wollstrümpfe und eingetretene Marschstiefel. Sollte jemand in seinen Strümpfen mit sogenannten „Bollen" marschieren wollen, dann werden ihm die Löcher die Hölle auf Erden vorzaubern!

Aber nicht nur die Füße müssen in Ordnung sein. Wenn wir etwas höhergehen, betrachten wir unser Koppelzeug. Es darf nicht locker sitzen. Fest, und nicht schief, wird es dem Körper den nötigen Halt geben. Die Hosen dürfen nicht zu lang und auch nicht zu kurz sein, sonst würden sie ihrem Träger diese Nachlässigkeit mit eifrigem Scheuern und Reiben an den Schenkeln ankreiden, und das ist natürlich wenig angenehm.

Wenn wir gelernt haben, daß nicht die Schuhe und sonstige harte Gegenstände friedlich auf dem Kasten des Affen ruhen dürfen, sondern daß auf dem Untergrund des Affen, also dem Teil, der uns den Rücken drückt, weiche Sachen (Trainingsanzug, Ersatzhemden und so weiter) liegen sollen, schnallen wir uns den Affen auf.

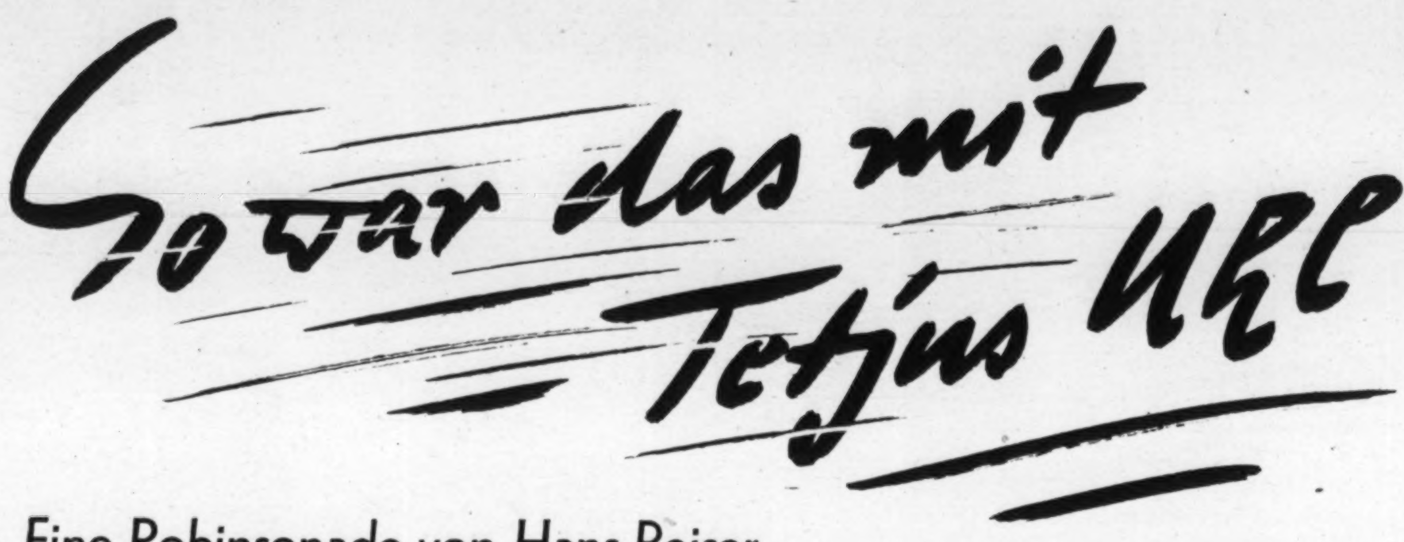
Dieser Affe ist ein „Problem" für sich. Stunden könnte man darüber verbringen, sein Seelenleben zu studieren. Auch uns wird es wieder so gehen. Wir werden ihn auf jedem Marsch wieder genau kennen- und spürenlernen. Deshalb wollen wir beachten: der Affen darf nicht am verlängerten Rücken baumeln, Decke und Zeltbahn müssen fest aufgeschnallt werden, sie schlingern sonst und bringen uns aus dem Gleichgewicht. Die obere Kante des Affen muß mit der Schulter abschließen, dadurch erzielt man bessere Tragfähigkeit, und: das Kochgeschirr festmachen; ebenfalls den Hordentopf, unseren Lebensspender, müssen wir besonders festschnallen.



Im Anfang des Marschierens herrscht natürlich Hochstimmung. Jeder hat etwas zum besten zu geben. Fröhlich geht es weiter bis zum „toten Punkt". Dann wird es merklich stiller in den Reihen. Jeder hat mit sich zu tun. Und so geht es bis zum Endziel. Am Endziel kann man dann die drei Arten von Marschierern bewundern, die zu jeder Marschgruppe gehören: 1. die strahlend und mühelos Überstehenden, 2. die etwas Mitgenommenen und schließlich 3. die gänzlich Erschlafften.

Wieso haben wir eigentlich solche Unterschiede, wird man sich fragen. Ausschlaggebend ist natürlich die Kraft und der Wille des einzelnen. Es würden aber bestimmt mehr zu der ersten Gruppe zählen können, wenn sie sich ihre Kraft einteilen und nicht nutzlos Kraftanstrengungen machen, die sich am Ende so auswirken, daß man sie zur Gruppe 3 rechnen muß.

Scharführer Bartlick




## Eine Robinsonade von Hans Reiser



**Tetjus Uhl wandert in die Welt, getrieben von Fernsehnsucht und Abenteuerlust. Ihn hält nicht das Glück am Wegrand, und er macht sich nichts aus dem Mädchen, das ihm, wenn er sie heiraten würde, sogar eine reiche Hacienda mit in die Ehe brächte. Er rückt, als sie gemeinsam beim Urwaldmissionar Einkäufe machen, einfach bei Nacht aus und schlägt sich in den Urwald, ungeachtet der Gefahren, die ihn umdrohen.**

4. Fortsetzung

Stachelgepanzerte Pflanzenstricke schienen zu kriechen, legten sich um seine Knöchel und brachten ihn zu Fall, während sich eine Brut von ekelhaft stinkenden roten Ameisen auf ihn herabfallen ließ, ihn mit ätzenden Säuren verbrannte und blutsaugende Zecken sich in seine Haut verbissen. Was half ihm seine Muskel- und Willenskraft, wenn er schon gegen das winzigste Tier, das Insekt, wehrlos war, weniger als eine Laus im Pelz und hilfloser als eine von den Millionen Giftfliegen, die bei seinem Nahen aus gärenden Sümpfen aufstoben. Und aus der undurchdringlichen Tiefe der grünen Dämmerung schallte schauerlich das höhnische Gelächter fliehender Brüllaffen und aufgescheuchter Raubvögel. Doch er hörte und sah nichts mehr, nichts interessierte ihn, als das mit dem Mut der Verzweiflung erkämpfte schrittweise Vordringen, bei dem er die Tränen der Wut unterdrückte, bei dem kein Schrei und kein Hilferuf etwas nützte, da niemand ihn hören konnte, weil es niemand gab, und niemand ihn gehört hätte, weil die Pflanzenmauer jeden Laut erstickte und aufsog wie ein gieriger Schwamm. Immer wieder unterbrachen seinen Kampf Pausen der Erschöpfung, in denen er im erstickenden Moderdunst der Pflanzenfäulnis nicht zu atmen vermochte, während Herz und Puls irrsinnig hämmerten und der salzige Schweiß der Anstrengung und der Angst ihm in die von Spinnetzen verklebten Augen rann.

Unfähig, sich zu rühren, sah er eine Armweite von sich eine rot, schwarz und weiß gemusterte Schlange an einem Stamm emporklettern. Gespannt, was geschehen werde, vergaß er einen Augenblick auf sich selbst und verfolgte mit atemlosem Interesse die lautlos geschmeidigen Bewegungen des listigen Tieres. Endlich erblickte er nach angestrengtem Suchen ein winziges Kolibrinest, nicht größer als eine Kinderfaust. Schon nahte sich der Kopf der langsam sich bewegenden Schlange dem Rande des Nestes, in dem die Beute, die Eier oder die Jungen, sich befand, als wie ein Blitz der nadelscharfe Lanzenschnabel des Kolibri, der sich durch sein fibrierendes Flattern unsichtbar machte, mit unfehlbarer Sicherheit der Schlange ins Auge bohrte, die sich vor Schmerz krümmte. Noch ein blitzschneller Stoß und auch das zweite Auge der Schlange war getroffen. Ihr Leib zuckte krampfhaft, dann erschlafften die Muskeln, eine letzte Windung um einen Ast, dann löste sich der leblose Leib und schlug klatschend herunter.



. . . unfähig sich zu rühren, sah er eine Armweite von sich eine Schlange . . .

Tetjus sprang auf. Der beobachtete Kampf hatte ihm neue Kraft verliehen. Schon wollte er seinen aufreibenden Weg, gestählt mit neuer Energie, fortsetzen, da fiel sein Blick noch einmal auf die Stelle, wo die Schlange zu Boden geglitten war. Sie war bereits vollständig bedeckt von einem Heer von schwarzen Ameisen, die sie binnen weniger Minuten bis auf das Skelett verzehrten. Und schon hemmte ein neuer Anblick den Schritt des beobachtenden Fremden, ein Anblick, der ihn vor Schreck erstarren ließ. Auf dem von faulem Laub bedeckten Boden lief mit verblüffender Geschwindigkeit eine riesige Vogelspinne auf ihn zu. Dem gefährlichen, giftigen Tiere auszuweichen, wäre zwecklos gewesen, da es den Fliehenden verfolgt, also blieb nichts anderes übrig, als seinem Angriff standzuhalten. Tetjus' einzige Waffe war ein geschmeidiger Stock aus dem biegsamen Holz einer jungen Palme, jedoch war es keineswegs einfach, das gewandte und flinke Tier zu treffen, obwohl es größer war als eine kräftige Männerhand. Zu seiner Überraschung blieb das giftige, abscheulich häßliche Tier etwa einen guten Schritt vor ihm mit einem Ruck stehen. Schon wollte er zuschlagen, ohne ihm allzu nahe zu kommen, denn es fiel ihm ein, was ein Indianer ihm erzählt hatte, daß die Vogelspinne ihrem Gegner in die Augen spuckt, wodurch sie erblinden können. Da sah er, wie die Spinne sich rückwärts bewegte, ohne den bösen Blick ihrer stechenden Augen eine Sekunde lang von ihm zu wenden. So bewegte sie sich einen menschlichen Schritt weit nach rückwärts und war dadurch außerhalb der Reichweite seines Stockes; und jetzt erinnerte er sich auch, was dieses merkwürdige Manöver bedeutete, denn er hatte ebenfalls gehört, daß die Vogelspinne, bevor sie angreift, eine Strecke zurückgeht, also sozusagen einen Anlauf nimmt, um den Feind anzuspringen. Und schneller als diese Überlegung dauerte, war der bösartige Sprung erfolgt. Tetjus hatte sich zur Seite geworfen, der giftige Speichel der Spinne hatte ihn an den Beinen getroffen, und als er sich erhob, war sie nirgends mehr zu sehen.

An diesem Abend kauerte er vor seinem Feuer wie ein Häuflein Elend. Seine zerrissenen, von Bächen, Sümpfen und der Feuchtigkeit der aufdringlichen Pflanzen durchnäßten Kleider hingen an einem Ast über dem Feuer, seine Decke, ebenfalls naß, hatte er sich um den nackten Leib gewickelt, und nur der noch einigermaßen trockene Rock bedeckte seine vor Kälte und Fieber zitternden Schultern. Auch sein Lager aus nassen Farnkräutern vermochte ihn trotz des Gummiponchos weder vor Kälte und Nässe zu schützen, noch ihm den erlösenden Schlaf zu bringen. Den größten Teil der Nacht verbrachte er damit, seine Schuhe, die ihm unerträgliche Schmerzen verursachten, mit dem Taschenmesser zu zerschneiden und aus ihren Sohlen eine Art Sandalen anzufertigen, ähnlich denen, die der Bergindianer sich aus Lamafell schneidet.

In gekrümmter Haltung, mit schmerzenden Gliedern setzte er am Morgen seinen mühseligen Weg fort, immer in der Hoffnung, vielleicht doch noch eine Indianerhütte anzutreffen. Wie groß war aber sein Entsetzen, als der Weg mit einemmal vollkommen aufhörte und nach keiner Seite weiter ging, ja nicht einmal in der rückwärtigen Richtung, aus der er gekommen war, wieder auffindbar war. Also sogar die Umkehr war ihm abgeschnitten. Denn im ersten Augenblick hatte er daran gedacht, die sinnlose Wanderung aufzugeben und denselben Weg, den er gekommen war, zurückzugehen, wenngleich das Missionshaus mit seinen Kattunballen, Taschenmessern, Sportmützen und Aluminiumkochtöpfen ihn wenig dazu verlockte, noch die Aussicht, fromme Lieder singen und farbig illustrierte Bibeln



# ROLLSCHUH-LAUFEN



Diese Bilder wurden auf dem Reichslehrgang der HJ. für Spitzenkönner im Rollschuhlaufen gemacht. Auf der größten Rollschuhlaufbahn in Leuna übten die besten deutschen Läufer und Läuferinnen. Auf dem glänzenden Parkett zeigen unsere Kameraden und Kameradinnen wunderbare und schwierige Figuren. Ein schöner und anmutiger Sport

an die Indianer, die nicht lesen konnten, verteilen zu dürfen. Das alles verstand der Gottesmann viel besser als er. Was nützten aber alle diese Überlegungen jetzt, wo er sich plötzlich auf so unbegreifliche Weise verirrt hatte und im Netz des Urwaldes unentrinnbar gefangen sah. Er hätte früher nie für möglich gehalten, daß er sich so verirren könnte, und noch vor Beginn dieser unseligen Wanderung hatte er geglaubt, er könne nie sehr weit vom Wege abkommen, weil er meinte, daß er immer in der Nähe des Flusses bleiben und auf diese Weise immer die Richtung behalten werde. Aber den Fluß hatte er bisher nicht ein einziges Mal gesehen oder gehört, die Windungen der Troche waren weit von ihm entfernt und liefen, dem Gelände folgend, in einem solchen ewigen Hin und Her durcheinander, daß er nicht wußte, ob der Fluß rechts oder links oder vor oder hinter ihm lag. Er konnte aufs Geratewohl in einer Richtung gehen, soweit es möglich war, eine Richtung einzuhalten, und so vielleicht zufällig auf den Fluß stoßen. Er konnte aber ebensogut in die entgegengesetzte Richtung gelangen und immer weiter von ihm fortgehen, viele Tage lang, sofern er es noch so lange aushielt. Nirgends konnte er ein Fetzchen Himmel oder einen Schimmer Tageslicht erspähen; wohin er schaute, war Wirrnis und schweigsame, lauernde grüne Dämmerung.

Da half er sich mit einer List. Er redete sich ein, er habe sich gar nicht verirrt und das sei nur eine Einbildung von ihm. Hatte er doch bisher einen ebenso unsichtbaren Weg verfolgt wie jetzt, und zwischen gestern und heute war nicht der geringste Unterschied. Warum sollte er sich also aufregen. War es nicht besser, die Ruhe zu bewahren, anstatt sich durch Nervosität zappelig zu machen und selbst zu schwächen und zu hindern!

Indem er dieser Überlegung nachhing, setzte er sich auf einen gestürzten Baumriesen, zerrieb ein Blatt Tabak, das er am Feuer getrocknet hatte, stopfte seine Pfeife und entzündete sie. Dann ließ er, während das Rauchen eine beruhigende Wirkung auf ihn ausübte, seine Augen rings in dem grünen Gefängnis herumgehen. Was er dabei entdeckte, war so verblüffend, daß er staunend den Kopf schütteln mußte: der Platz, auf dem er saß, eine kleine Lücke, die durch den umgestürzten riesigen Baum entstanden war, der im Fallen eine ganze Anzahl von kleineren Bäumen und Sträuchern mit sich gerissen hatte, diese grüne kleine Lichtung war auf allen Seiten dermaßen von grünem Wachstum umschlossen, daß es nicht möglich schien, irgendwo auch nur seine Hand durch das Gebüsch zu schieben. Aber Lichtung konnte man dieses grüne Loch gar nicht nennen, denn es war auch nach oben hin völlig zugewachsen wie eine natürliche Laube, und nicht ein einziger Strahl zu entdecken. Es war ihm vollkommen rätselhaft, wie es ihm gelungen war, seinen Körper durch die dichte grüne Mauer zu schieben, und die Stelle, wo dies geschehen war, konnte er trotz aller Anstrengung nicht mehr entdecken. Diese Beobachtung kam ihm jetzt so komisch vor, daß er darüber lachen mußte.

Also ist es ganz gleichgültig, sagte er zu sich selbst — denn er hatte diese Gewohnheit einsamer Menschen, mit sich selbst zu reden, ohne es zu merken, bereits angenommen —, also ist es ganz egal, wo ich weiterkrieche! Diese Worte hatte er laut ausgesprochen, worauf es ihm vorkam, als ob aus der unheimlichen Stille des Ortes ein schauerliches Echo widerhalle. Oder war vielleicht gar irgend jemand im Busch verborgen, der ihn belauschte und seine Worte höhnisch nachahmte?

Er erhob sich, klopfte seine Pfeife aus, steckte sie ein und kroch nach der Richtung, in welcher der gewaltige Stamm lag, durch das Gebüsch. Wie viele Stunden er so,



*Er setzte sich ans Feuer und überlegte . . .*

meist auf allen Vieren, umherirrte, kam ihm nicht zum Bewußtsein, er hatte das Gefühl, welches die Zeit mißt, verloren. Bald sackte er in ein verwachsenes Loch, bald rutschte er unversehens eine steile Stelle hinunter, verwickelte sich in Pflanzenstricke, aus denen er sich wie ein Entfesselungskünstler befreien mußte, denn es war unmöglich, die zähen Stricke mit seinem lächerlichen Taschenmesser zu zerschneiden, und dann wieder schob er sich, auf dem Bauche kriechend, unter unheimlichen Stachelgewächsen durch, blutend und zerkratzt und vor Anstrengung in Schweiß gebadet. Verteufelte Kribbelei! murmelte er vor sich hin, aber solche und ähnliche Worte waren vergebliche Versuche, sich selbst Mut und Humor einzureden. Er stand auf, blieb stehen, sah sich um. Tiefstes Schweigen herrschte um ihn her, die grünen Pflanzen schienen teuflisch zu grinsen, aus dem Dunkel der Wildnis kroch das Grauen. Er hatte seinen Hut irgendwo verloren und liegenlassen. Bald würde er genau so wie dieser Hut irgendwo liegenbleiben und von niemandem gefunden werden; er zitterte an allen Gliedern. Nie mehr wieder! Nie mehr wieder! dachte er, wenn ich am Leben bleibe!

Plötzlich kam ihm ein neuer Gedanke. Dieser Gedanke setzte sich in seinem Hirn fest und wollte ihn nicht mehr loslassen. Und dieser Gedanke hieß: ein Bach. Immer nur Bach. Wenn er einen Bach fand, und er mußte einen finden, denn er durchquerte in einem halben Tag mehr als ein Dutzend, wenn wieder ein Bach kam, sagte er sich, dann war er gerettet. Dann brauchte er nur dem Gefälle des Baches nachzugehen, und er mußte früher oder später an seine Mündung kommen und damit an einen Fluß, an den Fluß, den er verloren hatte, an den Rio Maranon! Das war ein guter Gedanke, ein großartiger, ein wunderbarer Gedanke, der schon nicht mehr menschlich war, diesen Gedanken konnte ihm nur Gott gegeben haben, der nicht wollte, daß er zugrunde ging, der ihn beschützte und in seiner letzten Verlassenheit nicht allein ließ. Ein tiefes Glück durchströmte ihn; er richtete seinen erschöpften und übel zugerichteten Körper wieder auf und verlieh seinem Willen und seinen schwachen Gliedern neue Kräfte.

Und er hatte sich nicht geirrt. Er begriff, daß er jetzt weniger die Augen und mehr den Gehörsinn anstrengen mußte, wie er sich bisher mehr auf Tasten und Greifen verlassen hatte als aufs Sehen. Er war ohne Zeitbegriff und konnte nicht mehr beurteilen, ob etwas schnell oder langsam ging, aber ihm schien es, als hätte er das kleine Wasser, dessen schwaches Glucksen an sein angestrengt lauschendes Ohr drang, sehr schnell gefunden.

Neugestärkt ging er dem gewundenen Laufe des Baches nach, immer in seinem Bett watend, und obwohl er manchen Felsblock überklettern, durch Schilf und Unkraut waten oder wucherndes Gesträuch beiseite schieben mußte, so war der Bach im Vergleich zu Busch und Dschungel beinahe ein gangbarer Weg zu nennen. An einer Stelle jedoch verbreiterte er sich zu einem tiefen, stillstehenden, mit grünem Schlamm und betäubend duftenden Sumpfblumen bedeckten Tümpel, in dem seine Füße den Grund verloren. Es graute ihm davor, diesen schlafenden Urwaldteich, in dem sich sicherlich Wasserschlangen und allerlei ekelhaftes Getier verbargen, zu durchschwimmen. Dennoch versuchte er es, mußte den Versuch aber sogleich wieder aufgeben und einsehen, daß es äußerst schwierig, wenn nicht überhaupt unmöglich war, das Gewässer mit der schweren Last seines Rucksackes zu durchqueren. Als er aber den Uferrand erklommen hatte, war er von der Anstrengung so mitgenommen, daß er ermattet liegenblieb. Ohne die Augen zu schließen, fiel er in einen dem Schlafe ähnlichen Zustand völliger Gleichgültigkeit, in dem ihn weder Gedanken, noch Gefühle, noch irgendwelche Wünsche beunruhigten. Nur ganz leise dämmerte in seinem schwachen Bewußtsein die Erinnerung an den Namen Celeste und so etwas wie Reue, daß er sich von ihr getrennt hatte.

Die einzige Bewegung, die er noch ausführen konnte, war, den Kopf zur Seite zu rücken, damit er bequemer lag. Hierbei drang ein eigentümliches Knistern an sein Ohr, ähnlich dem Rascheln eines Kissens, in dem sich Stroh oder Heu befindet, und dieses Geräusch rief in ihm die Vorstellung hervor, er liege auf einem Strohsack. Von diesem Bilde aber sprang sein Unterbewußtsein weiter und hielt plötzlich vor dem Wort: Koka. Sofort richtete er sich auf. Alles, was er bisher von diesen seltsamen Blättchen erlebt und gesehen und gehört hatte, stand mit einem Schlage in seiner Erinnerung. Irgendein Geheimnis mußte mit diesen bitter schmeckenden Blättern des Kokastrauches verbunden sein, denn wie sonst war die glückliche Zufriedenheit zu erklären, mit der die Indianer sie ununterbrochen kauten.

Er öffnete den Ruckſack und nahm das Säckchen mit den Blättern heraus, die zur Hälfte noch trocken waren, da das Säckchen ganz oben gelegen hatte. Die erste Prise schmeckte ihm genau so leer und nichtssagend wie damals in der Cordillere, wenngleich das Kauen bewirkte, daß sein ausgetrockneter Mund wieder Feuchtigkeit ansammelte. Er ließ sich nicht abschrecken, wie das erstemal, sondern schob eine kleine Handvoll Blätter in den Mund und kaute so lange, bis sie einen Ballen bildeten, wobei er den ausgepreßten grünen Saft ausspucken mußte, genau so, wie es die Indianer machten. Dieses Kauen war ganz vergnüglich und beinahe eine Unterhaltung. Nach kurzer Zeit jedoch verspürte er eine überaus angenehme Erleichterung, ja geradezu eine Sorglosigkeit und Fröhlichkeit, wie sie sich nach dem Genuß von Alkohol einzustellen pflegt, jedoch ohne die Begleiterscheinungen des Trinkens, die den Verstand schwächen und das Bewußtsein trüben. Im Gegenteil wurde er dabei nur klarer und immer frischer und von einer Kraft und Entschlossenheit durchströmt, die fast stärker war als zu Beginn seiner Wanderung. Er sah sich bereits wieder auf einem gangbaren Wege rüstig voranschreiten, den Urwald verlassen und zu Menschen kommen, und — war dies Täuschung oder Wirklichkeit? — er sah sogar, kaum zwanzig Schritte von sich entfernt, einen Menschen stehen. War dies eine Traumwirkung des geheimnisvollen Krautes oder waren seine Sinne umnachtet? Er wollte Gewißheit haben, stand auf und ging, gebückt unter Sträuchern sich durchwindend, auf die Erscheinung zu.

Der Indianer stand während dieser ganzen Zeit bewegungslos wie eine Statue, und auch als Tetjus ganz nahe vor ihm stehenblieb, rührte und regte er sich nicht, drehte den Kopf nicht nach ihm um und würdigte ihn keines Blickes. Mit der linken Hand umfaßte er einen Bogen und die rechte hielt den angelegten Pfeil an der gespannten Schnur fest. Nach geraumer Zeit, während der Indianer immer gleich unbeweglich blieb und nur ein seltenes Bewegen seiner Augenlider verriet, daß er ein lebendes Wesen war, ließ er endlich die Arme sinken und wandte sich zum Gehen. Tetjus folgte ihm. Anfänglich hatte er Mühe, ihm auf den Fersen zu bleiben und ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Da aber der Indianer mit wunderbarer Geschicklichkeit durch die Lücken des Waldes zu schlüpfen verstand, so zeigte er ihm damit den Weg, und Tetjus sprang ihm unermüdlich nach, der Äste und Zweige nicht achtend, die ihm dabei die Arme zerrissen und ins Gesicht schlugen.

Es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein, da betraten sie einen fast breit zu nennenden Weg, der sichtbar ausgehauen und nur selten von Bauwerk versperrt war. Jetzt schlug der Indianer wieder eine raschere Gangart an. Der Weg senkte sich immer mehr bergab und fiel zuletzt in steilen, mannshohen Fels- und Lehmstufen in die Tiefe eines dumpfschwülen Tales. Es roch brandig nach dem würzigen Rauch von Holzfeuer, und als er aus dem Walde heraustrat und vor ihm eine zwei oder drei Hektar große Rodung lag, sah er auf dem gegenüber liegenden Berg den Urwald brennen. Der gefräßige Riesenbrand prasselte wie Maschinengewehrfeuer. Die riesige Rauchwolke wälzte sich vor die sengende Sonne, alles seltsam dunkelrot beleuchtend, eine bernsteingelbe Feuerlandschaft.

Auf der anderen Seite der gerodeten Lichtung stand ein Holzhaus auf Pfählen, über seinem Geländer hingen zerwaschene und zerrissene Hosen und Hemden. Der Boden vor dem Pfahlhaus war übersät von Regenpfützen und Schlammfurchen und zerwühlt von herumlaufenden schwarzen Schweinen. Das alles sah er ganz deutlich. Nun sprang ein barfüßiges Indianermädchen aus dem Hause, eilte einem mächtigen Ochsen nach, faßte ihn bei den Hörnern und riß ihn herum, worauf das halbwilde Tier sich willig zum Stall führen ließ.

In diesem Augenblick wurde es Tetjus dunkel vor den Augen, er wankte und fiel zu Boden. Die Indianerin, die den Fremdling längst erspäht hatte, lief herzu, während sie nach rückwärts rief: „Ven, ven!, komm, komm!", worauf ein barfüßiger, zerlumpter Mann aus dem Hause kam und ihr nachsprang.

Sie hoben Tetjus auf und trugen ihn ins Haus.

**Kimsa**

Als Tetjus die Augen aufschlug, blickte er in das teuflisch häßliche Gesicht eines Negerindianers, die man Mestizen nennt. Das Gesicht lächelte unterwürfig und dienstbeflissen, das struppige schwarze Haar hing bis dicht an die schmalschlitzigen Augen über die niedrige Stirne, und die großen weißen Zähne des immer lächelnden breiten Mundes glichen denen eines Pferdes.

Tetjus schlief wieder ein, und er schlief auf dem harten Boden aus gespaltenen Palmenstämmen wie in einem Hotelbett. Als er aufstand, nachdem er einen ganzen Tag und eine ganze Nacht geschlafen hatte, und an dem Bach, der hinter der Hütte vorbeifloß, sich wusch, verspürte er einen gewaltigen Hunger. Die Indianerin, des Mestizen Frau und Gehilfin, hatte auf dem einzigen vorhandenen, aus groben Brettern zusammengefügten Tisch schon Reis und Bohnen, gekochte Yuccas und gebratene Bananen aufgetragen. Der Mestize forderte ihn zum Essen auf und Tetjus ließ es sich schmecken, während der Mischling ihm gegenüber saß und allerlei neugierige Fragen an ihn stellte. Die Indianer, die bei ihm arbeiteten und von denen ab und zu einer hereinkam, nannten ihn Señor. Ihn interessierte vor allem, warum und aus welchem Grund der junge weiße Mann in diese verlassene Gegend gekommen war. Er witterte einen besonderen Zweck, irgendein geschäftliches Unternehmen dahinter, das er herausbekommen wollte. Er war alles, was ein Mann in solcher Gegend zu sein pflegt, Fellhändler, Fallensteller, Goldwäscher, Viehzüchter, Pflanzer, Canoabauer, Gummisucher und noch einiges mehr. Und ein weißer Mann, der in die tiefste Montana reist, mußte nach seiner Meinung viel Geld haben. Seinem Äußeren nach sah Tetjus zwar nicht so aus, aber daran war nicht er schuld, sondern der schreckliche Weg durch den Wald. Tetjus ließ ihn in dem Glauben, daß der Zweck seiner Reise ein geschäftliches Unternehmen sei, das er geheimnisvoll andeutete. Er möchte jedoch die Gastfreundschaft des Hausherrn nicht umsonst beanspruchen, sondern es sei ihm lieber, den Aufenthalt in seinem Hotel — so nannte er die schäbige Bretterhütte — durch Arbeit auszugleichen. Der Mestize, immer lächelnd, schnitt ein dummes Gesicht, das sein Erstaunen verbergen sollte. Als Tetjus aber erwähnte, daß er von Beruf Kaufmann und Mechaniker sei, da stieg der Respekt des Mischlings vor seinem weißen Gast gewaltig. Eines Morgens, mehrere Tage später, gab er Tetjus eine neue Machete, mit dem Bemerken, daß dieses Werkzeug ein Vorschuß auf seinen Lohn sei. Tetjus war über diese scheinbare Großzügigkeit sehr erfreut, denn er hatte sich diesen stählernen Säbel, der im Urwald alles bedeutet, schon lange gewünscht. Wer eine Machete hat, der hat alles in einem, Messer und Waffe, Picke und Spaten, Beil und Säge und Hammer und Zange.

Die Arbeit, den Urwald roden und brennen, war die schwerste, die es gab, und ausschließlich Indianerarbeit. Seine braunen Kollegen wunderten sich, daß Tetjus als weißer Mann sich dazu hergab, aber er machte sich nichts daraus. In den Monaten seiner Wanderung war er durch den immerwährenden Aufenthalt in der freien Natur breitbrüstiger und stärker geworden und abgehärtet und widerstandsfähig; er hatte gelernt, vor keiner Anstrengung zurückzuschrecken.

Sie waren fünf Mann, er und vier Indianer, von denen der jüngste, den sie Kimsa nannten, sich gern in seiner Nähe aufhielt. Zuerst säuberten sie das ihnen angewiesene Waldstück auf dem Berghang mit dem Säbel von Unterholz, Unkraut und Schlinggewächsen, dann schlugen sie das Gesträuch und die jungen Bäume und ganz zuletzt die großen Stämme, die nur mit der Axt zu bewältigen waren. War der Wald geschlagen, dann blieb er mehrere Wochen liegen, bis er von der sengenden Hitze ausgeglüht und verdorrt war, und wurde darauf angezündet, zuerst an der Seite, von welcher der Wind kam, und dann noch an mehreren Stellen. Brannte er gut, dann war in wenigen Tagen bis auf die dicksten Stämme alles verkohlt und man konnte sogleich auf dem von Asche bedeckten Boden Mais und Zuckerrohr pflanzen. Es geschah jedoch selten, daß schon das erstemal alles restlos verbrannte; dann mußten in der noch rauchenden und glimmenden Rodung alle vom Feuer nicht völlig verzehrten Hölzer zusammengeschleppt und zu Haufen getürmt und von neuem verbrannt werden.

(Fortsetzung folgt)

# LAGERSANDALEN

**Gerade im Lager können wir zeigen, daß wir als tüchtige Bastler auch mit den einfachsten Mitteln und Behelfen etwas zuwege bringen, und zwar Dinge, die wir auch wirklich gebrauchen können. Wir müssen es nur geschickt anpacken, und wie wir das machen, wollen wir heute an einem Beispiel sehen:**

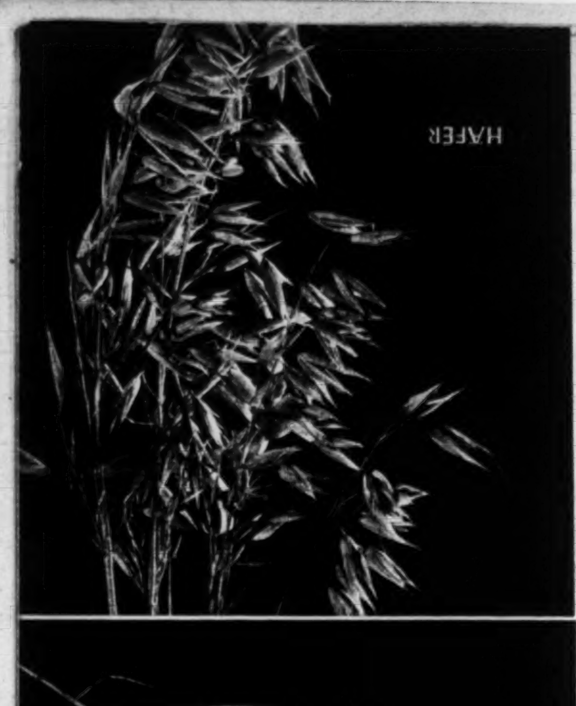
Ein Kistenbrett, ein Stück Strumpfbandgummi, ein Streifen Sackleinen oder Leder und etliche breitköpfige Drahtstifte ist alles, was wir für die Herstellung der hölzernen Sandalen fürs Lager brauchen.

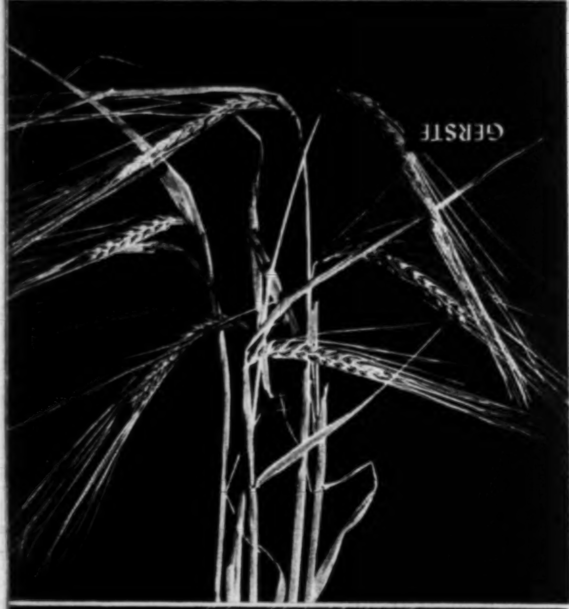
Wir stellen uns barfuß auf das Brett und zeichnen die Form des linken und des rechten Fußes durch Umfahren mit einem Bleistift auf das Holz. Sodann schneiden wir die aufgezeichneten Sohlen aus, sägen erst das überflüssige Holz mit der Lagersäge bis knapp zu den Linien weg und schnitzen danach mit dem Messer die aufgezeichneten Fußformen sauber zu. Die Oberseite der Sohlen schleifen wir mit Glaspapier, damit wir uns beim Gehen keine Späne einziehen, und schneiden nun beide Sohlen etwa 10 cm von vorne gemessen quer entzwei.

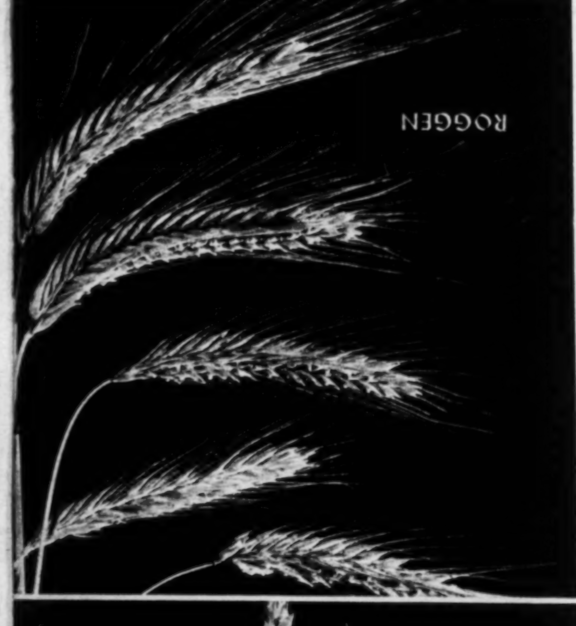
Über die Trennfuge nageln wir auf der Obersohlenseite ein Scharnier fest, damit sich die Sandalen beim Gehen abbiegen können. Als Scharnier verwenden wir einen etwa 4 cm breiten Streifen Sackleinwand, schlagen die Längskanten beiderseits nach unten ein und nageln sie knapp bei der Fuge mit kleinen, breitköpfigen Stiften auf beiden Sohlenteilen fest. Noch besser eignet sich dünnes Leder, falls wir uns welches beschaffen können.

Für die Bindung verwenden wir einen mindestens 2 cm breiten Strumpfbandgummi, den wir uns vom nächsten Orte holen können. Die vordere Spange nageln wir erst mit umgeschlagenem Ende auf der einen Sohlenseite fest, spannen sie hierauf knapp passend über den Fußrücken und befestigen sie sodann auf der anderen Sohlenkante. In das Gummiband für die rückwärtige Spange schneiden wir mit der Taschenschere einen etwa 10 cm langen Schlitz, schlüpfen mit dem Fuß durch die Öffnung, spannen die Enden der Spange, die sich wie ein Armband um den Knöchel legt, schräg nach rückwärts und nageln die umgeschlagenen Enden an den Sohlenrändern fest.












Es vergeht kein Tag, an dem ihr nicht Brot eßt, sicher auch kaum ein Tag, an dem ihr nicht Kaffee trinkt, meist Malzkaffee.
Sonntags gibt's Brötchen, Semmeln oder Schrippen, nachmittags auch manchmal Kuchen, und eure kleinen Gewister essen Haferschleim; auch euch tut manchmal eine Haferflockensuppe gut.
Das alles ist euch so selbstverständlich, daß man eigentlich kein Wort darüber zu verlieren brauchte. Den Roggen kennt ihr als Brot, den Weizen als Brötchen, die Gerste als Malzkaffee und als Grütze und den Hafer als Kinderschleim oder nahrhafte Suppen.
Heute wollen wir euch nun einmal diese vier in Deutschland heimischen Grundgetreidearten im Bild zeigen und euch gleichzeitig etwas darüber erzählen, was zu wissen ganz nützlich ist. Denn an allem, was ihr eßt, was euch — selbstverständlich schön zubereitet — auf den Tisch gesetzt wird, hängt sehr viel Arbeit, Mühe und Sorge.
Wißt ihr, daß man zwischen Winter- und Sommergetreide unterscheidet? Wieso, werdet ihr fragen, es wird ja alles im Sommer geerntet. Mit der Ernte hat das auch nichts zu tun, sondern mit der Aussaat. Roggen und Weizen werden nämlich im Herbst ausgesät; gleich nach der Kartoffel- und Rübenernte werden die Felder gepflügt, eingeeggt, unter Umständen gedüngt, und dann wird das Getreide ausgesät. An schönen, warmen Herbsttagen treiben die Körner im Boden Keime, und der Acker wird grün, ehe der Schnee ihn bedeckt. Wenn ihr im Herbst an Feldern vorbeikommt, auf denen in schnurgerade ausgerichteten Spuren die frischen grünen Pflänzchen wachsen, so wißt ihr, daß dort unserem Volk schon das Brot fürs nächste Jahr wächst.
Anders ist es, wie gesagt, mit Gerste und Hafer. Diese beiden Getreidearten werden im Frühjahr ausgesät; den Winter hindurch bleiben die Äcker „grobschollig", das heißt gepflügt, aber nicht eingeeggt, liegen, damit Frost und Tauwetter ihre Wirksamkeit im Boden entfalten können. Sowie nun der Schnee weggeschmolzen und die Äcker vom warmen Märzwind genügend getrocknet sind, beginnt die Vorbereitung des Bodens zur Frühjahrsaussaat. Das muß sehr schnell gehen, nach Möglichkeit sollen Gerste und Hafer schon im März ausgesät sein, damit, wenn im April und Mai die großen Frühjahrsregen kommen, die Saat in der Erde liegt und im feuchten Erdreich keimen kann.
Neben den vier Grundgetreidearten, die ihr hier abgebildet seht und die wohl den meisten von euch auch in der Natur bekannt sind, werden in kleineren Mengen auch noch andere Getreidearten angebaut, die jedoch fast ausnahmslos aus diesen Getreidearten entwickelt sind. Es gibt zum Beispiel auch Wintergerste, das heißt also Gerste, die im Herbst ausgesät wird. Sie ist nicht nur eiweiß-, sondern auch ertragreicher als die Sommergerste; besonders wichtig für die Bauern ist, daß sie vor allen anderen Getreidearten zur Reife kommt, so die schwere Erntearbeit auf einen längeren Zeitraum verteilt. Sie eignet sich aber nicht, und zwar wegen ihres Reichtums an Eiweiß, zur Bierbereitung. Es gibt auch winterharte Hafersorten und — auf der anderen Seite — Sommerroggen und Sommerweizen; die letzteren spielen jedoch die geringste Rolle und werden hauptsächlich dann angebaut, wenn ein früheinsetzender Winter die Herbstbestellung unterbrach.
Die letztgenannten Getreidearten voneinander unterscheiden zu können, ist für euch nicht nötig, aber die vier Grundgetreidearten muß jeder auseinanderkennen. Ihre Merkmale gehen aus den Bildern hervor; für die, die nicht so gut sehen, dafür aber um so besser lesen können, seien sie noch einmal angedeutet, aber nur soweit sie unverkennbar und deshalb für den Nichtfachmann wichtig sind. Am Weizen fällt auf, daß er fast keine Grannen hat und seine Körner ganz in Spreu eingebettet sind. Der Roggen hat mittellange Grannen, und jedes einzelne Korn schaut ein wenig aus seiner Spreuhülle heraus, während bei der Gerste die Grannen länger als die ganze Ähre und die Körner so fest von Spreu umschlossen sind, daß man sich die Nägel abbricht, wenn man ein Korn frei legen will. Wer den Hafer, der keine Ähren, sondern Rispen trägt, nicht von den anderen Getreidearten unterscheiden kann, dem ist nicht zu helfen. Die Bauern freuen sich, wenn ihr ein klein wenig über ihre Arbeiten Bescheid wißt. Nun bildet euch aber nicht ein, daß zur Kenntnis des Getreidebaues nichts weiter gehört als das, was wir hier angedeutet haben. Landarbeit ist Facharbeit, und was sie besonders schwierig macht, ist, daß ihre Bedingungen von Landstrich zu Landstrich, ja sogar von Dorf zu Dorf oft völlig andere werden. Es ist ganz gleich, ob man in Berlin oder im Harz Autos repariert, aber es ist etwas ganz anderes, ob man bei Berlin oder im Harz ein Gut bewirtschaftet. Also ist Bauernarbeit noch mehr als Facharbeit — sie ist letzte gefühlsmäßige und tatsächliche Verbundenheit mit dem Stück Erde, auf das man geboren ist.

Heinz Hartmann



# Was weißt du von der Seife?

Jeden Tag nimmst du mehrmals dein Stück Seife in die Hand. Wer hat es erfunden? Das wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß es ein Germane gewesen ist. Denn das Wort Seife kommt aus dem Altgermanischen; da heißt es Saipo.

Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte in Rom ein vielseitig begabter Mann; er war Offizier, Verwaltungsbeamter, Flottenkommandant und Naturforscher. Außerdem verstand er es, interessante Bücher zu schreiben. Der Mann hieß Plinius der Ältere.

In einem der 36 Bücher, die von ihm erhalten sind, kann man lesen, daß im ersten Jahrhundert die Römer aus Germanien eine weiße Kugelseife bezogen haben, die von den Germanen aus Buchenasche und Ziegentalg hergestellt wurde.

Bis dahin wuschen sich die Römer mit Wasser und Erdsalzen. Im übrigen halfen sie sich mit wohlriechenden Ölen, die zwar nicht reinigten, dafür aber die Menschen in einen guten Geruch setzten. All diesen „Toilette-Artikeln" machte die germanische Seife ein Ende. Die Römer lernten sie kennen und schätzen und machten aus dem germanischen Wort „Saipo" das lateinische „sapo". Im wesentlichen stellen wir die Seife heute noch genau so her wie die alten Germanen. Der Ziegentalg oder irgendein anderes Fett wird in einem Kessel gesiedet. Dahinein gießt man eine Natron- oder Kalilauge. Das Wasser der Lauge hat die Eigenschaft, das Fett zu spalten: in Glyzerin und Alkohol (die als Nebenprodukte abgeführt werden) und in reine Fettsäure. Die Fettsäure endlich verbindet sich mit dem Natrium oder Kalium zu Seife.

Wenn einer von euch später einmal Chemiker werden sollte, wird er diesen Herstellungsprozeß noch etwas genauer kennenlernen müssen. Wir anderen wissen aber damit genug.

Was ist nun mit der Buchenasche? Wenn man Buchenasche reinigt, kocht und wieder verdampfen läßt, dann entsteht ein Kristall: kohlensaures Kalium, dem man den Namen Pottasche gegeben hat. Habt ihr was gemerkt? Kalium! Die Germanen haben also auch schon aus Fett und Kalilauge Seife hergestellt, genau so wie wir.

Das heißt, wir sind ja nun einmal mit Fetten nicht allzu reich gesegnet. Seit 1937 können wir aber Seife machen, die nicht mehr Fett, sondern Kohle als Ausgangsrohstoff benutzt. Das ist ein schwieriger chemischer Vorgang, der im Jahre 1854 bereits entdeckt worden ist, der aber erst 1937 industriereif wurde.

Da wird also die Seife aus „künstlichen Rohstoffen" hergestellt? Nein! Das Wort „künstlicher Rohstoff" ist irreführend. Denn Fett ist ja überhaupt kein Rohstoff. Fett ist bereits aus Rohstoffen entstanden: aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Unsere Chemiker bedienen sich nur nicht mehr der bequemen Halbfertigware Fett zur Herstellung von Seife, sie greifen auf die wirklichen Rohstoffe zurück und bauen zunächst einmal aus Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff das Fett auf.



Die alten Germanen haben die Herstellung der Seife erfunden. Und wir haben heute gelernt, unmittelbar aus den Rohstoffen, die die Natur überall bietet, die Seife herzustellen.

P. A. H.

---




## Aussprache

Wir stehen im Jahr der Gesundheitspflicht. Unser Kampf, der unter der Parole „Du hast die Pflicht, gesund zu sein" steht, richtet sich vor allem gegen die Genußgifte Nikotin und Alkohol. Ohne daß wir den Alkohol etwa als das kleinere Übel bezeichnen wollten, muß sich unsere Aufmerksamkeit wohl in erster Linie dem Nikotin zuwenden, dessen Gefahren durch einen gewaltigen Reklamefeldzug der Zigarettenindustrie eine besonders verführerische Note für die Allgemeinheit bekommen haben und ihren Anreiz auch auf die Jugend ausüben möchte. Wir wollen nicht in einem sinnlosen Ansturm gegen das Rauchen überhaupt zu Felde ziehen. „Es kommt uns nicht zu, erwachsene Menschen zu bevormunden", sagte der Reichsjugendführer einmal in einer Rede, „und ich möchte nicht, daß die Jugend ihre Aufgabe im Rahmen der Gesundheitspflicht woanders als in ihren eigenen Reihen zu erfüllen sucht". Aber um so unerbittlicher und gradliniger muß unsere Kampfansage dem Tabakmißbrauch eben in unseren Reihen gelten, wissen wir doch, daß wir mit der Enthaltsamkeit von Nikotin und Alkohol nicht nur unsere eigene Gesundheit, sondern auch die des Volksganzen erhalten und fördern. Wer ein richtiger Kerl ist, bringt von sich aus die nötige Energie auf, die Zigarette in die Ecke zu „feuern". Den wenigen Angebern aber, die noch glauben, daß erst die Zigarette im Mundwinkel den Mann ausmache, wird eines Tages auch noch einmal ein Licht aufgehen, wenn sie merken, daß es höhere Genüsse und Lebensfreuden gibt, als sich die Lungen mit Zigarettenrauch zu füllen. Wir müssen es dahinbringen, daß ein Junge, der raucht, so über die Achsel angesehen wird, wie einer, der nicht schwimmen kann oder schlapp und überhaupt leicht angebrüht ist. Er muß der Lächerlichkeit anheimfallen. Da kommt dann aber ein findiger Reklamemann daher, kleistert das Bild eines Hitlerjungen auf die Zigarrenkiste seines Brotherrn, legt dem so vergewaltigten Jungen einen Spaten über die Schulter und

nennt sein Sumatra-Sandblatt-Fabrikat hochtrabend „Jung-Deutschland“. Wem geht da nicht der Hut hoch? Der hierfür Verantwortliche scheint von dem Kampf der Jugend gegen die Gefahren des Nikotins keinen Schimmer zu haben, sonst würde er es nicht fertigbringen, die Uniform der HJ. für seine Reklameideen zu mißbrauchen. Es muß hier klar und unmißverständlich zum Ausdruck gebracht werden, daß die Gesundheit und Lebenskraft der Jugend und damit die Zukunft des deutschen Volkes weit vor allen geschäftlichen Spekulationen und Vorteilen steht. Wir wollen hier noch einmal ein Wort des Reichsjugendführers anführen: „Ich möchte nur so viel sagen, daß es für eine Vergiftungspropaganda unserer Jugend **überhaupt** keine wirtschaftliche Begründung oder Entschuldigung geben kann. Wer größere Vorräte an Strychnin, Arsenik oder Strophantin besitzt, kann ja auch nicht die deutsche Jugend aufrufen, diese Gifte zu sich zu nehmen und diesen Aufruf damit begründen, daß er durch den Verkauf dieser Gifte seinen Lebensunterhalt verdiene.“ Dieses Wort brauchen keine weitschweifigen Erklärungen mehr zu verdeutlichen; es wäre nur zu wünschen, daß die Tabakindustrie es sich zu Gemüte führt und sich klar darüber ist, daß sie besser daran tut, einzusehen, daß sie doch den Kürzeren zieht, wenn sie der Jugend den Kampf ansagt. Denn diese ist schon mit scheinbar mächtigeren Gegnern als den Reklameetats der Zigaretteninduſtrie fertiggeworden. Sie wird, dafür ist ihr gerader Weg ein Beweis, eines Tages auch die letzten Reste von Zigaretten und ähnlichen „männlichen“ Attributen nur noch wie eine ferne Sage kennen. Unser Wort darauf.



## SPIEGEL UNSERER ARBEIT

Die Ergebnisse des 3. Reichsschießwettkampfes der Hitler-Jugend lassen gegenüber den Vorjahren eine weitere Steigerung sowohl der Bestleistungen als auch des Gesamtdurchschnittes aller Teilnehmer feststellen. Der Reichssieger erreichte 1937 bei 12 möglichen Ringen einen Ringdurchschnitt von 10,37 Ringen, im Vorjahre 10,64 Ringe und in diesem Jahre 11,17 Ringe. Die 1000 besten Schützen erzielten einen Gesamtdurchschnitt von 9,02 Ringen im Jahre 1937, 9,64 im Jahre 1938 und 9,74 Ringen in diesem Jahre. Das sind klare Zeichen einer **ständigen Leistungssteigerung**, die die zielbewußte Schießausbildung in der HJ. bewirkt hat.

*

Die Stadt **Weimar** war Tagungsort zweier wichtiger Kulturveranstaltungen der Hitler-Jugend. Mit dem Zusammenfallen des Beginns der „Weimarer Festspiele der deutschen Jugend“ und des Abschlusses des kulturpolitischen Arbeitslagers der Reichsjugendführung zeigte sich deutlich die Verknüpfung der kulturpolitischen Ziele der jungen Generation mit der Tradition Weimars. Reichsjugendführer **Baldur von Schirach** machte in seiner Rede darauf aufmerksam, daß in dieser Stadt vor 13 Jahren die nationalsozialistische Jugendbewegung ihren Namen „**Hitler-Jugend**“ erhielt. Er sagte: „Von dem Parteitag des Jahres 1926 an ist Weimar auf wunderbare Weise mit der Jugend verbunden geblieben. Die Hitler-Jugend trägt ihre Fahnen nach Potsdam, um sie an der Gruft Friedrichs des Großen seinem Geiste zu weihen. Nach Weimar aber kommt die junge Mannschaft selbst, das Führerkorps der Jugend und die Besten im Beruf. Hier sucht der junge Mensch die geheime

Macht, durch die unser Volk geadelt wurde, das heilige, unzerstörbare Deutschland, das kein Diktat vernichten und kein Verräter preisgeben konnte." Am Beispiel der Musikerziehung bewies der Reichsjugendführer das Ringen der Jugend um die aus dem Erlebnis geborene kulturelle Schaffenskraft. Er wandte sich gegen die Vorwürfe, daß die Jugend den Instrumentalunterricht ablehne. Sie wolle im Gegenteil einen Nachwuchs an Orchestermusikern schaffen, wie er bisher bei uns noch nicht vorhanden war. Allein im Jahre 1938 seien 35 Jugendmusikschulen eingerichtet worden, und weitere 20 befänden sich im Aufbau. Es gebe im Reich bereits 500 Spielscharen der HJ. mit 30 000 Mitgliedern, von denen 18 000 Instrumentenspieler sind. An noch weiteren Beispielen konnte der Reichsjugendführer den Kulturwillen der jungen Generation schlagend erhärten. Ihr gilt nicht die Ästhetik als Wertmesser kulturellen Schaffens, sondern das Erlebnis.

*

Wenige Tage später wurde dieser Kulturwille der jungen Generation mit der Uraufführung des Nibelungenspieles von Hans Baumann auf der Feierstätte zu Passau aufs schönste bewiesen. Das Spiel, das den Titel „Rüdiger von Bechelaren" trägt, wurde in Gegenwart des Reichsjugendführers am 1. Juli aufgeführt. Hans Baumann, dessen Lieder weit über die Jugend hinaus im ganzen deutschen Volk gesungen werden, wurde zum Bannführer befördert.

*

Auch am Tag des deutschen Volkstums setzte sich die Hitler-Jugend mit großem Erfolg ein. Sie beteiligte sich an der Haus- und Straßensammlung des VDA. und legte damit, wie es der Reichsjugendführer in seinem Aufruf sagte, ein stolzes Bekenntnis zu den treuen Söhnen und Töchtern deutschen Blutes in fremden Staaten ab. Eine Bestätigung der Zusammengehörigkeit der ganzen deutschen Jugend brachte die Fahrt von 4000 Jungen und Mädeln des Protektorats Böhmen und Mähren, die zum erstenmal die deutschen Gaue von Ostpreußen bis Bayern kennenlernten und deren treues Festhalten an deutschem Volkstum eine beispiellose Belohnung fand. Auch sie waren einst „volksdeutsche Jugend" und gehören jetzt zum besten Teil der reichsdeutschen Jugend. Ihr volksdeutsches Erlebnis, nicht zuletzt auch die Kameradschaft, die ihr seit Jahren von der reichsdeutschen Jugend entgegengebracht wurde, hatte sie stark gemacht.

„Volksdeutsche Jugend" war einst auch die Tiroler Jugend, die der Reichsjugendführer in der ersten Juliwoche, von Dorf zu Dorf fahrend, besuchte. Überall fand der Reichsjugendführer einen begeisterten Empfang und sprach zu der versammelten Bevölkerung, in erster Linie zur Jugend Tirols.

*

Von besonderer politischer Bedeutung ist in diesen Wochen der Ernteeinsatz der HJ. „Wir wollen dem Führer Freude machen", so hatte Baldur von Schirach seinen Aufruf zum Ernteeinsatz geschlossen, und schon in den ersten Tagen nach diesem Aufruf begann die Arbeit von HJ.- und BDM.-Gruppen, die in Sonderlagern unter Führung der HJ. in den Dörfern untergebracht wurden. Es werden selbstverständlich für die Jungen und Mädel nur Arbeiten angesetzt, die ihrem Alter und Leistungsvermögen entsprechen (Garbenbinden, Zureicharbeiten, Beerenernte, Kartoffellese usw.).

Doch sollen durch diesen Einsatz nicht die Sommerferien oder der Fahrtenbetrieb geschmälert werden. So stehen in den Augustwochen wie im Juli wiederum in allen Gauen die Zeltlager der HJ., die der Erholung der Jugend dienen. Von besonderer Bedeutung sind dabei die diesjährigen großen Sommerlager der auslandsdeutschen Jugend, welche die Bezeichnung „Wilhelm-Gustloff-Lager der auslandsdeutschen Jugend 1939" tragen. Reichsjugendführer Baldur von Schirach und Gauleiter Bohle haben die Schirmherrschaft über diese Sommerlager übernommen.

Reichsminister Dr. Goebbels hat den Chef des Presse- und Propagandaamtes der Reichsjugendführung, Hauptbannführer Dr. Karl Lapper, in das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda berufen und ihn mit der Erfüllung eines besonderen Auftrages auf dem Gebiet des Filmwesens betraut. Reichsjugendführer Baldur von Schirach hat seinen Pressereferenten, den Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Wille und Macht", Hauptbannführer Günter Kaufmann, zum neuen Chef des Presse- und Propagandaamtes der Reichsjugendführung ernannt.

*

## BEGABTENFÖRDERUNG

Die Gründung des Begabtenförderungswerkes des deutschen Volkes unter der Schirmherrschaft des Generalfeldmarschalls Göring ist ein Schritt, der eine weitere Verwirklichung des Programms der NSDAP. darstellt. Zwar wurde bisher die Begabtenförderung von vielen Stellen aus bereits in großem Umfang durchgeführt, doch findet sie jetzt auf Initiative der Reichsleiter Dr. Ley und Baldur von Schirach und des Reichswirtschaftsministers Funk eine klare Ordnung, die die lückenlose Auffindung und Entfaltung mittelloser Begabter bis zur äußersten Grenze ermöglicht. Auf dem letzten Reichsparteitag sagte der Führer in seiner Schlußansprache am 12. September 1938: „Es ist oberste Sorge des nationalsozialistischen Staates, Mittel und Wege zu finden, um dem Fleiß, der Energie, der Tatkraft, der Einsicht, dem Mut und der Beharrlichkeit, soweit sie im Persönlichen in Erscheinung treten, den Weg nach oben zu erleichtern und zu ebnen. In diesem Staat muß das ärmste Kind, sofern es ersichtlich zu Höherem bestimmt ist, auch die höchste Stellung erreichen können.

Es muß in diesem neuen Deutschland von jetzt ab jedes Arbeiter- oder Bauernkind, wenn es von Gott begnadet und gesegnet ist, durch die Art der Hilfe unserer Organisationen und dank der bewußten Führungsauslese emporsteigen können bis zur höchsten Führung der ganzen Nation. Wogegen umgekehrt auch das Kapital von Millionen einem Nichtangehörigen dieses Volkes den Weg nach oben niemals öffnen kann und darf. Dies ist die erste Voraussetzung, um eine wirkliche Volksgemeinschaft aufzurichten, die mehr sein soll, als eine bloße, schöngeistige Phrase." (Abgeschlossen am 15. Juli)

## LESESTUNDE

Das Buch, von dem zuerst die Rede sein soll, trägt den nüchternen und sachlichen Titel „Das Württembergische Kapregiment 1786–1808", aber der Verfasser hat ihm noch einen Zusatz gegeben, der es, ohne daß wir es gelesen haben, interessanter erscheinen läßt: „Tragödie einer Söldnerschar". Lest dieses Buch, es ist erregender und spannender als viele andere Soldatengeschichten, es macht wütend und niedergeschlagen, stolz und traurig, denn es ist die Geschichte deutscher Männer, die, von ihren Landesfürsten für schnöden Mammon verschachert, für fremde Herren Kriegsdienste leisten mußten. Johannes Prinz, seit Jahren in Südafrika ansässig, hat mit Fleiß alle erreichbaren Akten, Aufzeichnungen und Briefe über jenen

Menschenschacher gesammelt und eingesehen und stellte aus ihnen dieses Buch zusammen. Diese Männer und ihre Taten stehen wieder auf, diese deutschen Soldaten, die fern der Heimat, verraten und verlassen, ungeheure Strapazen auf sich nahmen, durch Not und Tod gingen — während ihr Landesfürst für ihr Kaufgeld praßte. —

Carl W. Neumann (wir wollen uns den Namen dieses Mannes ruhig merken, weil wir seine Bücher gut gebrauchen können) schrieb nach dem „Buch vom deutschen Wald“, ein neues Werk, „Heimaterleben“, von dem er selbst sagt, daß es von den tausend Wundern der Äcker, Wiesen, Heiden, Moore, Binnengewässer und Meeresküsten handelt. Ich weiß, es gibt viele, die sagen: „Ach, das interessiert mich nicht, das ist nicht spannend genug.“ Aber ich antworte ihnen: Kommt, Kameraden, nehmt das Buch zur Hand bevor ihr ins Lager geht oder auf Fahrt oder sonstwo ins Gelände. Ihr werdet eure Heimat dann etwas anders ansehen, ihr werdet, angeregt durch dieses Buch, selbst zu Forschern werden, die die Landschaft neu entdecken, die die Namen der Kräuter, Gräser, Blumen und Tiere wissen. Wir wollen uns nicht immer von den paar Kameraden, die mehr kennen, belehren lassen, wir wollen einmal selbst wissen, wie z. B. der Wiesenpieper aussieht oder der Wasserskorpion. Ich kann mir denken, daß dann ein Marsch für viele von euch nicht mehr so langweilig ist, wie sie anfänglich annahmen. Die Welt ist, so mit Wissen und Entdeckerfreude betrachtet, schöner, größer und weiter. Darum ist dieses Buch gerade für die HJ. bestimmt, weil wir in ihm einen Kameraden finden, der uns die Heimat und ihre vielfältige Natur noch näherbringt.

Und wer diesen Willen in sich fühlt: noch mehr von den Wundern und Geheimnissen der Erde in sich aufzunehmen, der mag zu Eugen Georgs Buch „Der Mensch und das Geheimnis“ greifen. Die ganze wunderbare Natur in tausend Erscheinungsformen des Weltalls, von den Seltsamkeiten des Pflanzen- und Tierreichs an bis zu den ans Mysteriöse grenzenden Taten des Menschengeistes, ist in diesem Buch eingefangen. Dieses Buch kann nicht durchgelesen und in den Schrank gestellt werden, es ist da, damit man immer wieder nach ihm greift, denn man braucht es immer, weil es Antworten auf Fragen hat, die täglich an uns herantreten und um deren Lösung und Beantwortung wir uns bemühen müssen. Ich will dir nur einige Kapitelüberschriften sagen, damit du dir ein ungefähres Bild von dem machen kannst, was das Buch enthält: „Vormarsch der Wissenschaften“, „Die Erde im Weltenraum“, „Versunkene Kontinente“, „Aufsteigende Länder“, „Kanäle auf dem Mars?“, „Sonnenrhythmus und Mondrapport“, „Das Wunder des Lebens“, „Meteorologie und Archäologie im Baumstamm“, „Rekorde des Gehirns“ usw. Als letztes Buch — jetzt mögen die, die nur auf Spannung aus sind und auf Abenteuer besonders herhören — Heinrich Schiffers-Davringhausens „Stumme Front“. Es erzählt von der „Großen Wüste“, ihrer Erforschung und Eroberung durch Deutsche, Franzosen und Engländer. Ich habe es an einem Abend auslesen müssen, so spannend geschrieben ist es. Dabei ist es nicht etwa eine Geschichte, sondern es erzählt in vielen Kapiteln von all jenen Männern, den Forschern und Soldaten, die ihr Leben wagten um die Sahara zu erforschen. Von der sagenhaften Handelsstadt Timbuktu am Nigerbogen ist die Rede, von den verschleierten Tuaregs und immer wieder von Männern, von herrlichen Männern, die auszogen, ungeheure Strapazen auf sich nahmen, um in den großen unentdeckten Raum vorzustoßen. So ist dieses Buch denn auch ein Denkmal für viele deutsche Forscher, von denen wir viel zu wenig wissen, für Rohlfs, Barth, Nachtigal und viele andere. Es schafft uns Unterhaltung, aber es gibt uns auch neues Wissen und einen Blick für jene Kräfte, die sich in Nordafrika messen.

*

Es wurden besprochen:

Johannes Prinz: „Das Württembergische Kapregiment 1786—1808“; Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart.

Carl W. Neumann: „Heimaterleben“; Verlag von Georg Dollheimer in Leipzig.

Eugen Georg: „Der Mensch und das Geheimnis“; Safari-Verlag in Berlin.

Heinrich Schiffers-Davringhausen: „Stumme Front“; Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig.

## BRIEFMARKEN-ECKE

Die Jugend der Welt gehört nicht nur zu den eifrigsten Briefmarkensammlern, sie ist auch vielfach der Mittelpunkt der bildlichen Darstellungen. Wenn wir einmal die Marken in unserer Sammlung daraufhin ansehen, dann finden wir, daß die Bildnisse nicht der Jugend schlechthin, sondern der im Dienst für Volk und Vaterland stehenden Jungenschaft gewidmet sind. Wohl in keinem Land findet die Jugend soviel Unterstützung und Förderung durch die Staatsführung wie in Deutschland und Italien. Beide Staaten besitzen die größten und mächtigsten Jugendorganisationen. Einen Balillajungen sehen wir auf der italienischen 20-Centesimi-Marke, der Gedenkausgabe für den Marsch der




Faschisten auf Rom. Eine Gruppe bewaffneter Jungfaschisten befindet sich auf der 1,25-Lire-Marke der Gedenkausgabe der Hundertjahrfeier der goldenen Tapferkeitsmedaille, die den tapfersten Soldaten Italiens verliehen wird. Im Juli 1937 wurden für die „Ausstellung der Sommerlager-Kolonien“ in Rom besondere Werbemarken ausgegeben, auf denen wir einen Jungen vor zwei riesengroßen Rutenbündeln und ein bewaffnetes Faschistenmädel finden.

Auch einige Marken unseres Vaterlandes hat die Reichspost der Jugend gewidmet. So gab es zum Welttreffen der HJ. im Deutschlandlager zu Kuhlmühle bei Rheinsberg




im Jahre 1935 zwei Marken mit einem Fanfarenbläser des Jungvolkes. Auf solchen gemeinsamen Lagern mit der Jugend des Auslandes wird eifrig getauscht, und oftmals waren die Briefmarken Gegenstand gegenseitiger Annäherung, die zu späterem Briefwechsel führte. Eine Wimpelträgerin des BDM. schmückt die 6-Rpf.-Marke der




Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Wilhelm Utermann, Berlin

Stellvertreter: Hans H. Henne, Berlin. Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87—91. Postscheckkonto Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. — Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. — Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland RM. 1,28 einschließlich Porto. — Durchschnittsauflage im II. Vierteljahr 1939 über 100 000. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. April 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

WHW.-Postkarte von 1935. Auch der alljährlich ausgetragene Leistungswettkampf der deutschen Jugend hat in der Briefmarkenkunde seinen Niederschlag gefunden. Zwei Marken von 1935 zeigen die mit einem Eichenkranz geschmückte HJ.-Fahne anläßlich der Siegerehrung am 1. Mai durch den Führer. In diesem Jahr wurde für Reichsberufswettkampf-Marken das Reichssiegerabzeichen gewählt.

Blättern wir in unserem Album weiter, so entdecken wir bei Ungarn auf der 1000-Kronen-Marke der Sportpropagandaserie von 1925 einen Hornisten vor einem Pfadfinderzeltlager. Zur Erinnerung an das Pfadfinderwelttreffen in Gödöllö gab die ungarische Post Lagermarken mit der Abbildung eines springenden weißen Hirsches heraus.

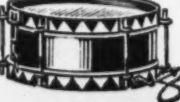
Den weitesten Raum nimmt die Jugend auf rumänischen Briefmarkenbildern ein. Für die Weltausstellung der Pfadfinder in Bukarest 1931 warben Marken zu 1 Lei bis 6 Lei mit der Darstellung von Jungen bei verschiedenen Übungen und König Carol als Schirmherrn der Bewegung in Pfadfinderuniform. Auf den Wohlfahrtsmarken des Jahres 1932 zugunsten der rumänischen Pfadfinderorganisation sehen wir Jungen beim Zeltbau, beim Flaggenwinken, beim Sanitätsdienst und am Lagerfeuer. Für das Lager 1934 bei Konstanza wurden diese Marken in goldener oder schwarzer Farbe mit dem Wort „Mamaia 1934" und dem Stadtwappen überdruckt. An das Lager in Kronstadt im August 1936 erinnern drei Lagermarken, die das Weltpfadfinderabzeichen, die bourbonische Lilie, und das Stadtwappen im Bilde führen. Anläßlich der Fünfjahresfeier der Thronbesteigung König Carols am 8. August 1935 wurden Gedenkmarken verkauft, auf denen wir Pfadfinder beim Faschistengruß, beim Blasen des Zapfenstreiches, bei der Lagerwache, beim Wandern und König Carol in der Uniform eines Kommandanten finden.

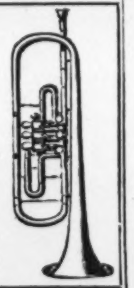
Holland gab 1937 zum internationalen Jugendtreffen drei Sondermarken heraus, deren Werte das Pfadfinderabzeichen, eine Landsknechtstrommel und Wimpel und den klassischen Kopf des Götterboten Hermes zeigen.

In Jugoslawien vereinigt sich die nationale Jugend in der Sokolbewegung, die 1934 auf ihr 60jähriges Bestehen zurückblicken konnte, wie uns die zu diesem Anlaß herausgegebenen Gedenkmarken mitteilen. Den damaligen Thronfolger und jetzigen König Peter erblicken wir in Sokoluniform auf zwei Gedenkmarken von 1933.

Im Zusammenhang mit den Marken werden heute vielfach Sonderstempel gesammelt und daher von der Post mit künstlerischen Darstellungen versehen. Hier finden wir eine











große Anzahl von Stempeln, die mit dem HJ.-Abzeichen, einem Zeltlager oder den Fahnen der HJ. geschmückt sind und an ein Gebirgslager, ein Gemeinschaftslager, an den Marsch der HJ. zum Reichsparteitag oder an andere Großveranstaltungen der HJ. erinnern.
Wie unter dem heute besprochenen Thema kannst du deine Marken bei ihren reichhaltigen und vielseitigen Abbildungen nach den verschiedensten Gesichtspunkten sammeln und ordnen. Suche dir selbst einmal ein Thema, das dich besonders interessiert und sieh dich in der Briefmarkenkunde um, wieviel Marken sich mit dem von dir gewählten Gebiet beschäftigen. Sieh dir deine Marken einmal daraufhin näher an, vielleicht wird dir das Sammeln dann noch mehr Freude machen.




## Wußtest du schon . . .

. . . daß in China etwa 40000 direkte Nachkommen des Konfuzius (551 – 478 v. Ztr.) leben?

. . . daß es in Mittelchile einen Vogel gibt, der bellt? Dieser kleine, auf der Brust rotgefiederte Vogel, dessen Gesang wie das Bellen eines kleinen Hundes im Wald klingt, läßt sich nur selten vor den Menschen sehen. Die Eingeborenen nennen ihn „Guid-Guid".

. . . daß es eine Klinik gibt, auf der auch ein Toter um Rat gefragt wird? Der bekannte englische Philosoph Jeremias Bentham, der vor etwa 100 Jahren starb und die Londoner Universitätsklinik gründete, war der erste Vorsitzende des Kuratoriums und ist es bis heute geblieben. In seinem Testament hatte er bestimmt, daß sein ganzes Vermögen der Klinik unter der Bedingung zufalle, daß sein Skelett konserviert werde und jeder Kuratoriumssitzung als Vorsitzender beiwohne. Seitdem sitzt bei jeder Konferenz ein angekleidetes Skelett auf dem Präsidentenstuhl und nimmt an jeder Abstimmung teil. Da sich aber sein Mund schwerlich öffnen wird, um eine Meinung zu äußern, wird protokolliert: „Der Vorsitzende enthält sich der Stimme."

. . . daß es ein Volk gibt, das an einem bestimmten Punkt ewig vorübermarschieren könnte? Wenn sich alle Chinesen der Welt (es sind etwa 600 Millionen) zu einem Marsch in Viererreihen in Bewegung setzen und jeden Tag 24 Kilometer zurücklegen, so wird es 22 Jahre und 302 Tage dauern, bis sie alle an uns vorbeigezogen sind. Jedes Jahr werden wir 26280000 Chinesen vorbeimarschieren sehen. Nimmt man an, daß nun die chinesische Geburtenrate 10 Prozent beträgt und daß von diesen Kindern die Hälfte vor dem Alter stirbt, in dem die Kinder zu gehen beginnen, so werden sich die Chinesen doch jährlich um 30 Millionen vermehren.

. . . daß der Löwe von allen Raubtieren das kleinste Herz hat? Das Herz König Philipp II. von Spanien, den man als den feigsten aller Tyrannen der Vergangenheit bezeichnet, war das größte, das man bisher in einem menschlichen Körper gefunden hat.

. . . daß es mitunter Fische und Frösche regnen kann? Das kommt natürlich nur auf der südlichen Halbkugel vor und läßt sich auch ganz natürlich erklären. Wenn ein Tornado über seichtes Wasser dahinbraust, ist er leicht imstande, Fische, Frösche und andere Tiere aufzusaugen und in die Wolken emporzuheben, um sie später an anderen Stellen, die er berührt, zu Boden zu werfen.

---

## Kleine Geschichten von Generälen

### Wohl überlegt

Eines Tages trat Friedrich der Große unvermutet während des Unterrichts in eine Dorfschule ein. Der Schulmeister machte weiter kein Aufhebens von dem Besucher, nickte ihm bloß zu, behielt die Kopfbedeckung auf und setzte den Unterricht fort.

Als dann die Stunde um und die Klasse draußen war, zog er seinen Hut, verbeugte sich tief vor dem König und sagte: „Verzeihen Majestät mein Benehmen. Aber ... wenn die Buben merken, daß noch einer über mir ist, dann wäre mit ihnen gar nicht mehr auszukommen."

### Wrangels Orthographie

Während des dänischen Krieges 1864 trat einst Roon ins Kabinett des Königs Wilhelm, ein Empfehlungsschreiben des alten Wrangel in der Hand, das er eben erhalten hatte.

Darin hatte Feldmarschall Wrangel den Überbringer, einen Hauptmann von T., als einen der feigsten Offiziere der preußischen Armee bezeichnet und ihn für einen hohen Orden vorgeschlagen.

„Wie soll ich den Widerspruch nur verstehen?" fragte Roon.

„Ach", sagte der König, „er hat bloß seine eigene Orthographie. Er meint fe-igsten Offizier."

### Begreiflicher Wunsch

Als Blücher seinerzeit nach dem Einzug der Verbündeten in Paris die dortige Jenabrücke in die Luft sprengen wollte, bat ihn der deutsche Gesandte selbst im Namen des Fürsten Talleyrand, von seinem Vorhaben abzustehen.

„Ich habe befohlen", ließ ihm Blücher darauf schreiben, „daß die Brücke gesprengt werden soll und möchte Ew. Hochwohlgeboren nicht verhehlen, daß es mir lieb sein würde, wenn sich Herr Talleyrand vorher draufsetzte, welches ich bitte ihn wissen zu lassen."

### Unter dem Schutz Bonapartes

General Bonaparte zog einst während seines italienischen Feldzugs in eine Stadt ein. Dort machten ihm die Kirchenältesten ihre Aufwartung und baten ihn, ihre zwölf Apostel in seinen Schutz zu nehmen.

„Sind sie aus Holz?" fragte der General.

„Nein", entgegneten die Besucher stolz, „aus schwerem Silber."

„Gut, dann nehme ich sie", sagte Bonaparte, schickte sie nach Paris und ließ sie in der Münze einschmelzen.

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Dr. Graf Zedtwitz, Zoo, Berlin (1), Ufa-Kulturfilm-Presse (8), Egon Schleinitz (5), Senckpiehl (5), Rondophot (2), Archiv (1), Ehrhardt (6), Dr. Hans Feitl (2), Ralph Colin Roß (6), W. Hager (5), Heinckel Werkfoto (3), Schirner (6), Scherl (4), Atlantic (2), Weltbild (1), Associated Press (2), Deutsch-italienische Film-Union (5), Bölling (6), Emil Schmidt (5), Klaus Hartmann (2). Die Zeichnungen stammen von: Nicki (12), Radtke (2), alle anderen von Erich Haase

## HJ. im Landjahr!

**Für kleinere Verletzungen bei der Feldarbeit soll die Taschenapotheke enthalten:**

Pflasterschnellverband, Jodtinktur
Mittel bei Magen- und
Darmkatarrh, Aspirin
Kühl- und Wundsalbe

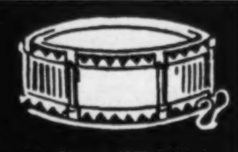
**In allen Preislagen zu haben bei Eurem**



## Apotheker

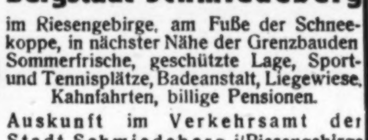


**Spielmannszüge**
durch mein
**Spezialangebot**
Zahlr. Anerkennung. von
MZF., SZ. usw.
Günst. Teilzahlung
Äußerst bill. Preislage
Fordern Sie Katal. 9
kostenlos.
**Josefine Ranft**
**Pausa i. V.**



**Hitlerjunge!**
Unser Anzeigenteil
ist Dein Berater in allen Einkaufsfragen!

**Besucht die schöne**
**Bergstadt Schmiedeberg**



im Riesengebirge, am Fuße der Schneekoppe, in nächster Nähe der Grenzbauden Sommerfrische, geschützte Lage, Sport- und Tennisplätze, Badeanstalt, Liegewiese, Kahnfahrten, billige Pensionen.
Auskunft im Verkehrsamt der Stadt Schmiedeberg i/Riesengebirge

**„Völkischer Beobachter" — die Zeitung des Reiches, der Freiheit und Ehre!**




„In Deutschland wurden neue Gesetze aufgerichtet. Gesetze, die aber uralt sind, denn wir tragen sie in unserem Blut. Die Gesetze fordern, daß wir wieder eins werden im Glauben, Wollen und Handeln und neu ausgerichtet stehen in dem Kraftstrom des neuen Lebens."

*Aus dem Vorwort*

***Das Bekenntnis der jungen Nation:***

## Glauben und Handeln

*Von* **Helmut Stellbrecht,** *Obergebietsführer*

*Ein Werk, das zum geistigen Besitz des ganzen deutschen Volkes, vor allem aber der Hitler-Jugend, werden muß!*

In geschmackvoller Ausführung (u. a. Zweifarbendruck) . . *RM. 2,85*

Bezug durch alle Buchhandlungen

**Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH.**
Berlin SW 68









*Noch mehr Freude*

am Mundharmonika-Spiel durch die chromatische Mundharmonika HOHNER-Chromonika mit ihren fast unbegrenzten Spielmöglichkeiten. Sie ist so leicht erlernbar und für Virtuosen, Einzelspieler und Spielgruppen in gleicher Weise geeignet.

| | |
|---|---|
| **Chromonika I** | **RM. 4.70** |
| **Chromonika II** | **RM. 6.—** |
| **Chromonika III** | **RM. 8.—** |

Chromonikaschule, leichtverständliche Spielanleitg. mit Notenanhang RM. 1.—

Sonderdruckschrift M16 unter Bezugnahme auf diese Anzeige unverbindlich und kostenlos durch




**Hitler-Jugend**

| | |
|---|---|
| Tuch-Breeches | 17,50 |
| Sommer-Hose | 6,— bis 7,— |
| **HJ.-Ring 835 Silb.** | 3,— |
| Totenk.-Ring 835 S. | 2,50 |
| Flieg.-Ring 835 S. | 3,— |
| Heer-Ring 835 S. | 3,— |
| **Schlafsack** | 3,75 |
| Feldflasche | 3,— |
| Brotbeutel | 4,— |
| Tornister | 20,— |
| **HJ.-Fahnen** | |
| 80 x 200 | 5,50 |
| 120 x 300 | 12,— |
| Ausweistasche | —,75 |
| **HJ.-Führer-Bluse** | 18,50 |
| DJ. dto. gef. | 22,— |
| Braunhemd, 2 Kr. | 7,50 |
| Schwarz. Seid.-Binder | 1,75 |

**HJ.-Regen-Umhang**

| Lg. | 110 | 120 | 130 | 140 |
|---|---|---|---|---|
| | 21,50 | 22,50 | 23,50 | 24,50 |

BDM.-Regen-Umhang

| Lg. | 110 | 120 | 130 |
|---|---|---|---|
| | 21,50 | 22,50 | 23,50 |

| | |
|---|---|
| **Potsdam-Plakette** | 0,60 |
| Fahrtenmesser | 4,— |
| Potsd.-Plakette, klein | —,50 |
| HJ.-Lager-Käppi | 2,75 |
| Trainingsanzug | 9,50 |
| Melde-Tasche | 5,50 |
| **HJ.-Trikot-Uniform** | |
| Rock, neue Farbe | 65,— |

# Uniform-Degner

**Berlin, Saarlandstr. 105**
Versand nur Nachn.

## Violinen



Schul- Konzert-, Solo-violinen auf Teilzahlung zur Ansicht liefert

**Anton Schrötter**

**Gossengrün 1**
Sudetengau
Prospekt gratis

**Prismenfeldstecher**
Leichtmetall, für Reise, Militär, Jagd, Sport, ab Fabrik v. 45 RM. an



Katalog frei, Ratenzahlung
**Optica GmbH., Kassel 65**









**Luftgewehre Pistolen Karabiner**

Ferngläser von 2,- RM. ab, Luftpistolen usw. Billigst! Direkt vom **Waffen-Versand-Haus Suhl I/121**




**Vor dem Marsch die Füße pflegen!**
**Wundlaufen Fußschweiß**
verhütet und beseitigt Gerlach's Fußkrem **Gehwol**
Dose 40, 58, 80 Pf. in Apothek. u. Drogerien

*Berücksichtigt unsere Inserenten!*

**Preiswerte Uhren u. Ringe**

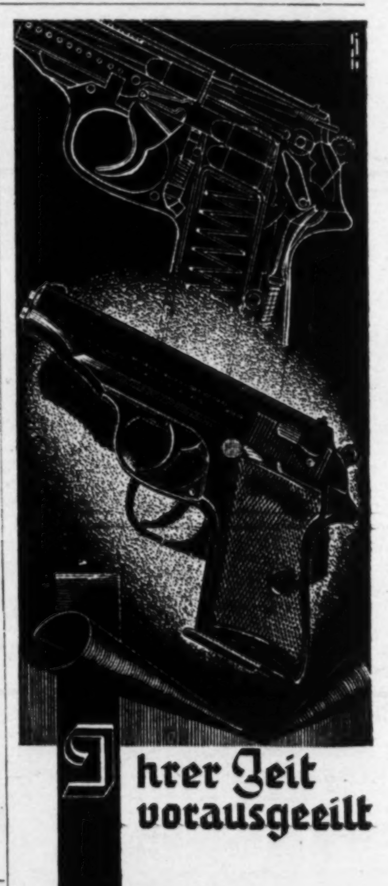
mit Garantie. Bei Nichtgefallen Umtausch oder Geld zurück.
Nr. 3. Herrentaschenuhr mit geprüftem 36stündigem Ankerwerk, vernickelt, M. **1.90**
Nr. 4. Versilberter Ovalbügel, 2 vergoldete Ränder. . . . M. **2.30**
Nr. 5. **Besseres Werk,** flache Form . . . . . . . . . . . M. **3.40**
Nr. 6. Sprungdckluhr. 3 Deckel, vergoldet M **4.90** Besseres Werk M **7.40**
Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, mit Lederarmband . . . . M. **2.60**
Nr. 85. Dto. für Damen, kleine Form, mit Ripsband . . . . . . . M. **4.—**
Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. f. Gehäuse, f. Damen, m. Ripsband M. **5.90**
für Herren, viereckig, M. **6.90**
Nr. 642. **Tischuhr,** mod. Form, 37×20 cm, 8-Tage-Werk, Eiche poliert . . . . . M. 7.80
Nr. 1461. Geschnitzte **Kuckucksuhr** 1/4 stündl. Kuckuckruf, M. **2.50**. **Weckeruhr,** genau geh., M. **1.60**. Nickelkette —.25. Doppelkette vergold, M. -.70. Kapsel M. -.25. Nr. 612. **Monogr.-Siegelring** für Damen oder Herren, **vergoldet,** einschließl. Monogramm M. 1.—. Nr. 614. **Siegelring,** 8eckige Platte M. 1.—. Nr. 2803. **Siegelring,** mod. Form, M. 1.—.
**Trauring,** Doub. M. -.80. **Doublé-Ring** mit Simili M. -.80. 2 Jahre Garantie. — Als Ringmaß Papierstreifen einsenden. Versand gegen Nachnahme. Jahresversand 30000 Uhren, 20000 Ringe.

**Katalog mit ca. 800 Bildern gratis!**

**Fritz Heinecke**
**Braunschweig** Abt. A9




**Maxe: Jemein!**
Mir habense meine Fahrrad-Beleuchtung jeklaut!
Justav: Bist Du doof! Mir kann so wat nich passieren. Ick habe eine Astron-Garantie-Beleuchtung mit Diebstahlsicherungs-Schutz
**Maxe:**
**Wat kostet so een Ding?**
Justav: Nicht viel, Dynamo 6 Volt ab RM. 4,25, Scheinwerfer ab RM. 2,35.
Maxe: Ick gehe jetzt in'nen Laden und koofe mir ne Astron-Beleuchtung.
Prospekte über die großen Astron-Neuheiten durch Händler, Grossisten und ASTRON Elektro-Industrie, Stuttgart-W







**Carl Walther, Waffenfabrik**
**Zella-Mehlis P 36**

**Harmonika u. Musikinstrumenten Hess liefert an Private**
Bedeutendes altbekanntes Versandhaus

**Soo preiswert!** Beweise für die gute Qualität: Täglich zahlreiche Anerkennungen

Über **50000** Hess-Harmonikas allein 1938 an Private geliefert!

**Chromatische Klavierharmonikas!** Perloidgehäuse! Prächtige Ausstattung! Markenqualität! Herrlicher Klang!



Nr. 110 mit 21 Tasten, 8 Bässen wie Bild . . RM. 30,—
einfacher . RM. 20,50



Harmonikas!
Deutsche Modelle
10 Tast., 2 Bässe RM. 5,50
Wiener 10 Tast., 4 Bässe RM. 8, —
21 Tast., 8 Bässe RM. 16. -
21 Tast., 8 Bässe Luxus-Perloid RM. 22, -
Club-Modelle ab RM. 26, -

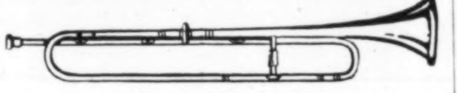
Nicht nur Harmonikas. Nein, alle Musikinstrumente, besonders Blasinstrumente für Orchester, Schulen und Haus liefert Hess. eine der größten Spezialfabriken für Metallblasinstrumente in Deutschland. Verlangen Sie unbedingt Kataloge u. Spez.-Angeb. Reparatur. preisw. u. sehr gut!



Nr. 401 Piston in Es . . . . v. RM. 29,- an
Nr. 403 Trompete in B od. C v. RM. 31,- an
Nr. 1405 Solo-Tr., Heckelmod. v. RM. 42,- an
Nr. 407 Flügelhorn in B . . . v. RM. 32,- an
Nr. 408 Althorn in Es . . . . v. RM. 47,- an
Nr. 411 Tenorhorn in B . . . v. RM. 53,- an
Nr. 423 Bariton in B . . . . v. RM. 70,- an
Nr. 510 Zug-Posaune in B . v. RM. 37,- an
Nr. 415 Waldhorn in F/Es . . v. RM. 81,- an

Nr. 427 Tuba in Es von 102,- an
Nr. 433 Baßtuba B von 135,- an

Klarinett., Flöt., Glockenspiele, Trommeln, Becken, Noten in großer Auswahl sehr preiswert



RM. 12,50
Fanfaren in Es, eigene Fabrikation, deutsche Wertarbeit
RM. 9,20, 12,50, 14,–



Nr. 120 25 Tast. 12 Bäss. RM. 37,50
einfacher . . RM. 33,—
Nr. 124 25 Tast., 24 verkopp. Bässe 4 und 6 fach RM. 52,—
einfacher . . . RM. 45,—
Nr. 123 25 Tasten, 32 Bässe mit Sept. . . . RM. 59,—

**Mundharmonikas** RM. -,30, -,50, -,80, 1,-, 1,60
**Blockflöten** RM. 2,40 und 3,-
**Trommelflöten** RM. 1,80, 2,40, 3,-

Nr. 91

Nr. 82 wie Bild 91 m. 30 Tast. 36 verkopp. Bässen, eine große Harmonika zu kleinem Preis, 2 chörig . RM. 76,-
Nr. 82 in 3 chörig. m. Reg. RM. 92,-
Nr. 90 mit 34 Tasten, 48 Bässen, verkoppelt . . . . RM. 84.-
Nr. 91 mit 34 Tasten, 80 Bässen, verkoppelt, 2 chörig RM. 88,-
Nr. 91 in 3 chör., m. Reg. RM. 120,- i. Luxusausstatt. RM. 140,-

Nr. 92 mit 41 Tasten, 120 Bässen, 5 fach verkopp. RM. 120,-
Nr. 92 in 3 chörig, mit Register RM. 149,-
in Luxusausstatt. RM. 168,-

Nr. 92

Landsknechtstrommeln stabil, beste Felle zu RM. 7,—, 14,—, 16,—
Größe 38 × 53, bemalt m. Flamm. RM. 17,— u. 20, —
40/50 cm groß, roh, schw. Ausf. . . . . . RM. 15, —
40/60 cm groß, roh, schw. Ausf. . . . . . RM. 16,50
40/70 cm groß, roh, schw. Ausf. . . . . . RM. 18,50

Marschtrommeln stabile Ausrüstung, beste Felle. Messingkessel RM. 6,—, 7,50, 10,50, 13,—

Signalhörner RM. 2,50, 3,50. 4,50, 6,—, 11,—





Violinen
zu RM. 6,-, 9,-, 14,-,
für Orchester zu 20,-, 30,- usw.
Bogen, Sait. u. Zubehör besond. preisw.

Mandolinen
Wander-Modell . . . . . . . RM. 6,50
in besserer Qualität . . . .
RM. 8,-, 11,-, 14,-

Frank-Reiner-Edelgeigen D.R.P. herrlicher, altitalienischer Toncharakter RM. 40,-, 60,-, 100,- usw. Celli, Gamben usw. sehr preiswert. Besitzen Sie bereits eine Geige und sind mit dem Ton nicht zufrieden, dann lassen Sie dieselbe nach dem Frank-Reiner-Verfahren veredeln. Sie werden überrascht sein! Preise für Geige RM. 20,- einschl. aller Kosten. Fordern Sie Aufklärungsschrift. Eigene Spezialwerkstätte für gute Geigen!



Gitarren mit Spielapparat

Wie Bild RM. 21,50, besser zu RM. 30,-, 38,-. Einzelner Apparat an jeder Gitarre oder Laute nachträglich anzubringen RM. 14,-. Liederheft à RM. 1,-. Mit Gitarion-Apparat kann jeder Laie ohne jede Vorkenntnis sofort Gitarre oder Laute spielen.

**Großer Katalog umsonst!** (Harmonikas in natürlichen Farben enthaltend). **Ältestes Musikinstrumenten-Versandgeschäft in Klingenthal.** Werkstätten für gute Geigen, Holzblasinstrumente, Trommeln und Saxophone. Spezialfabrik für gute Harmonikas. Metallblasinstrumente

Versand eigener und fremder Fabrikate




Kurze Adresse:
**Hess-Musik, Klingenthal, Sa. 16**

